A. Rudloff.

Diss. Rostock 1878

Untersuchungen

zu

Meier Helmbrecht

von

Wernher dem Gartenäre.

Inaugural-Dissertation

der

philosophischen Facultät der Universität Rostock

vorgelegt

von

A. Rudloff.

Rostock.
Carl Boldt'sche Hof-Buchdruckerei.
1878.

BIBLIOTHEEK
RIJKS
UNIV
LEIDEN

Um die Mitte oder gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts schrieb im südöstlichen Deutschland Wernher der Gartenäre[1]) ein Gedicht, welches von einem Bauernsohne handelt, der Ritter zu werden gedachte und, um bei den ungeordneten Zuständen jener Zeit seinen Vortheil zu finden, als räuberischer Knappe durch seine entsetzlichen Unthaten der Schrecken der Bauern und der ganzen Umgegend wurde. Bevor er jedoch sein Ziel erreicht, geht er jämmerlich zu Grunde und trägt seinen gerechten Lohn davon.

Es ist wohl etwas mehr als billig die Frage nach dem Stande des Dichters und der Heimat des Helmbrecht in den Vordergrund gestellt worden, während doch das interessante Gedicht mehr zu allgemeineren Betrachtungen Anlass bietet und namentlich in Bezug auf seinen litterarischen Zusammenhang einer näheren Beachtung werth ist. Auch wegen der culturhistorischen Verhältnisse, welche dieser Erzählung sowie den ihr verwandten Erzeugnissen zu Grunde liegen, scheint jener Weg fruchtbringender werden zu können als eine nur auf locale und dialectische Einzelheiten gerichtete Untersuchung.[2])

Wenn wir nämlich auch mit Keinz als erwiesen annehmen wollten, dass eine individuelle Begebenheit dem

[1]) S. III. über Zeit der Abfassung, Person des Dichters und Heimat des Meier Helmbrecht.

[2]) So Keinz in der Einleitung zu seiner Ausgabe (Meier Helmbrecht und seine Heimat), welche freilich hauptsächlich nur die Heimat des Gedichtes nachweisen will. Mit ähnlicher Absicht hat den entgegengesetzten Weg C. Schröder betreten (Heimat und Dichter des Helmbrecht, Germania X, 455).

Gedichte zu Grunde liege, und wenn wenigstens ohne Zweifel das Erzählte im Allgemeinen als der Typus vieler ähnlichen Vorkommnisse zu damaliger Zeit in jenen Gegenden gelten darf, so ist doch andrerseits die Annahme, als hätten wir es mit einem von unbefangenem Standpunkte aus beleuchteten und poetisch verklärten Factum zu thun, bei weitem nicht ausreichend, um die Sinnesart des Verfassers zu erklären, welche überall durchblickt und auf Tendenzen ganz bestimmter Art deutet, wie wir dieselben auch in anderen Dichtungen vertreten finden. Sie alle tragen einen, dem Geiste der eigentlichen höfischen Poesie entgegengesetzten Character und gehören meistens in die Zeit der verfallenden mittelalterlichen Dichtung.

In der Blütheperiode der oberdeutschen Poesie spiegelt sich im Wesentlichen die Blüthe der ritterlichen Cultur wieder, welche hauptsächlich dadurch bedingt war, dass die Ritterschaft als eine grosse, trotz aller inneren Unterschiede gleichartige Masse über das Volk sich emporgehoben hatte und als einheitlicher, kriegerischer Stand ihre eignen, durch Kirche und romanisches Wesen beeinflussten, dem Volke aber mehr und mehr entfremdeten Ideale verfolgte, wie sie eben in der höfischen Poesie zum Ausdrucke gelangten. Wohl von vornherein war es vorzugsweise der an Zahl weit überwiegende, minder begüterte niedere Adel, welcher sich die Pflege jener Ideale und der Poesie angelegen sein liess, und wenn Könige und Fürsten dichtend auftraten, so war es im Sinne der Gesammtheit und in demselben höfischen Geiste, an welchem alle Standesgenossen theilnahmen und in welchen auch die nicht adligen Dichter mit hineingezogen wurden. So überspannt und der Wirklichkeit entfremdet auch diese Dichtung erscheint, so ist sie doch ein Abbild des ritterlichen Lebens, welches eben von solchem Geiste völlig beherrscht war, und wenn dieselbe veränderte Richtungen einschlug oder in Verfall gerieth, so steht dies mit dem Umstande in Zusammenhang, dass die Wirklichkeit ihrem anfänglichen Character nicht mehr entsprach.

Die weitschweifigen Erzählungen Wolframs von Eschenbach mit allen ihren Abenteuern begannen jetzt langweilig zu werden[1]), und kleinere, novellenartige Dichtungen treten an ihre Stelle. Entspricht schon aus diesem Gesichtspuncte das Gedicht von Meier Helmbrecht, welches äusserlich auch in die Gattung jener kleinen Erzählungen zu rechnen ist und zum Theil dem Bedürfnisse nach solchen seine Entstehung verdankt haben wird, nicht mehr dem in der Blüthezeit vorherrschenden Geschmacke, so weist uns der Inhalt auf zwei abseit liegende Richtungen der höfischen Poesie. Es sind nämlich im Meier Helmbrecht zwei im Ganzen deutlich zu unterscheidende Bestandtheile vereinigt, deren eines der höfischen Dorfpoesie, das andere der höfischen Didaktik angehört.

I.

Meier Helmbrecht und die höfische Dorfpoesie.

Hartmann von Aue pflegte sich der Dichtkunst nur dann hinzugeben, wenn er gerade nichts besseres zu thun fand und in trüben Stunden bei geistiger Beschäftigung Erholung suchte.[2]) Dagegen ergeht sich Walther von der Vogelweide in den bittersten Klagen über Armuth und Ungunst der Fürsten, welche so schlechten Lohn für die Kunst zahlen.[3]) Dieser Gegensatz zwischen ritter-

---

[1]) Vgl. eine Aeusserung des Strickers (Lambel, Erzähluugen und Schwänke, Einleitung).

[2]) Armer Heinrich (Müllenhof, ahd. Sprachproben S. 110): daran begunde er suochen, ob er iht des funde, dâmite er swære stunde möhte senfter machen. Dazu vergl. (aus Gervinus, Gesch. der poet. Nationallitteratur I. 386.): swen er sîne stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac — und Wirnt v. Gravenberg (Wigalois 2873). Eine ähnliche Aeusserung auch bei Wolfram von Eschenbach (Bartsch, Parcival IX, 1989). Vgl. auch Ulrich v. Lichtenstein (Lachmann 70, 4).

[3]) lât iuch erbarmen, daz man mich bî rîcher kunst lât alsus armen . gerne wolte ich, möhte ez sîn, bî eigem viure erwarmen (Wackernagel u. Rieger S. 47).

licher Thatkraft, welche das Dichten nur als leichte Nebenbeschäftigung des in ernsteren Dingen thätigen Mannes ansieht, und unselbstständigem Sängerstolze, welcher Lohn für die Kunst begehrt, veranschaulicht uns einen Umschwung in den materiellen und socialen Verhältnissen des Ritterthums, dessen Rückschlag sich bald auch in der Litteratur bemerkbar machen musste.

Das Parteiwesen und die ungeordneten Zustände des Reiches, zumeist aber wohl das Bestreben der mächtigeren Geschlechter, auf Kosten der minder mächtigen, ihr Besitzthum und ihr Ansehen zu mehren,[1]) bewirkten, dass viele Ritter des Unterhaltes zu entbehren begannen, welcher nöthig war, um sich in der socialen Stellung aufrecht zu erhalten.[2]) Wir sehen die Herren bestrebt, ihre Ritter so kurz als möglich zu halten, indem sie ihr Gut lieber für sich geniessen als dasselbe verwenden, um den Unterhalt der in ihrem Dienste befindlichen Standesgenossen zu bestreiten.[3]) Zu einer Zeit, wo ohnehin nicht mehr wie früher in Menge Land zu Lehen ausgetheilt wurde, konnten gewiss

[1]) mîne herrn die dienstman — tragent nît unde haz rîtern und knehten, sie woltens an ir rehten bekrenken. So der, freilich erst am Ende des 13. Jahrhunderts in Oestreich dichtende, aber auch für die nächstvorhergehende Zeit wohl noch maassgebende Seifried Helbling (Haupt's Zeitschr. IV. S. 1. ff.) VIII. 894.

[2]) sô wê dir armer ritterschaft — dîn armuot machet, daz du bist versmahet (Meister Stolle, v. d. Hagen Minnes. III., 10a). — man sihet nû hengestritter vil, die doch wol rosse wæren wert. Stricker, maere von den herren zuo Ôsterrîch; bei Kurz: Gesch. der deutschen Litt. S. 193. — si grüezent uns als einen kneht, si wellent uns mit gruoze, noch mit guote kumber büezen. ir werden ritter, sizzet stille, swâ si zuo iu gân: habt si in herzen reht verniht, si enwellen iuch mit ritters rehte hân (HMS. II, 145a).

[3]) Wir sullens nider drücken, swâ wir immer kunnen, niht sulle wir in gunnen, daz si vordern an uns gâb; hab der mun, daz er hab (Helbling XV, 146.) Ein Ross zu 30 Pfund, auch wenn es umsonst gefunden würde, soll der Ritter so nicht bekommen, sondern gegen Bezahlung von $^5/_6$ des Werthes. Ein Ritter soll künftig nur ein Fuder, ein rittermässiger Knecht nur ein Fass Wein das Jahr haben (ebd. u. IV, 71).

oft die Kinder armer Ritter nicht wieder Ritter werden.[1]) Während in den Händen der Mächtigen sich Reichthum und Ansehen des Standes anhäuften, mochten viele Ritterfamilien in bäuerliche Verhältnisse zurücksinken[2]) oder in dem fahrendem Volke, dem Proletariate des Mittelalters, untergehen. Es vollzog sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts eine zunehmende Zersetzung des ritterlichen Standes, und zwar meistens auf Kosten derjenigen Adligen, welche, allein auf ihre Herkunft und ihren eignen Schild angewiesen, eines Herren bedurften, welcher gegen ihren Dienst die Sorge für ihren Unterhalt übernahm. Es steht jedenfalls damit in Zusammenhang, dass der Klagen adliger Poeten über Armuth und Heimatlosigkeit immer mehr werden; für viele dieser von Hof zu Hof wandernden ritterlichen Leute scheint ein unstätes Sängerleben gradezu Erwerbsquelle geworden zu sein, und es ist daher richtig, sie in diesem Sinne gleich den wandernden Dichtern niederen Standes als fahrende Sänger zu bezeichnen, gewissermaassen eine höhere Klasse des umherziehenden Spielmannsvolkes. Der Kanzler, wo er auch in den Ländern umherzieht, sieht die Herren karg gegen sich und klagt, dass reichen Verwandten gegenüber die Sippe nicht mehr gelte: „Meine Armuth entfreundet uns.“[3]) Unter diesen Umständen hielt nur noch das Interesse der Mächtigen an der Dichtkunst[4]) und an dem versinkenden höfischen Geiste die Poesie

---

[1]) Daran erinnert Neidhart's Bitte an den Herzog, er möge ihm den Zins von seinem Gute verringern, da er seine Kinder nicht erhalten könne.

[2]) manegem rîter wonent mit vil kint unde noetikeit, der sîn tohter niht verseit demselben gebûren (Helbl. VIII, 224).

[3]) HMS II, 348 u. Walther 74, 1: er ist ein wol gefriunder man — der under zwênzic mâgen einen guoten friunt getriuwen hât . der hete man hie vor wol under fünfen vunden drî.

[4]) Meister Alexander: dô durch der werlde unmüezikeit herabe von küniges künne schreit daz tihten und daz singen — ein armiu diet sich ez underwant, ûf daz der künste nicht gienge abe; dô truogen die herren durch die kunst — denselben helfebaere gunst -- und nerten sie mit varnder habe (HMS. III, 28a).

von dem Verfalle zurück. Namentlich wandten einzelne Fürsten den Dichtern ihre Gunst zu, und wenn auch nur wenige, wie Walther und Neidhart so glücklich waren, ein Lehen als Preis davon zu tragen, so werden doch manche die Stütze und Aufnahme gefunden haben, welche sie bei ihrer Armuth bedurften.

Da aber grade die Dichter adligen Standes die eigentlichen Träger der höfischen Poesie waren, so konnte diese bei solchen, ihrem bisherigen Geiste so wenig entsprechenden socialen Verhältnissen ihren Character auf die Dauer nicht unverändert bewahren. Es ist erklärlich, wenn einerseits in der höfischen Didaktik eine Reaction gegen den Verfall alles dessen zum Ausdruck kommt, was früher als Ideal der Ritterlichkeit gegolten hatte, bis diese selbstbewusste Unzufriedenheit mehr und mehr in einseitige Klagen über Mangel an Milde gegen den Stand der Sänger übergeht und schliesslich unter der Menge der scheltenden, bettelhaften Sprüche sich verliert. Andrerseits aber trat in der eigentlichen Poesie jetzt eine Richtung zu Tage, welche, wenn auch in höfischem Sinne, dem Leben des Volkes, der Bauern sich zuwandte, an welchem die Adligen in anderer Art als früher Gefallen fanden und mit welchem sie bei ihrer Armuth oder ihrem Wanderleben auch wohl mehr als früher in Berührung kamen.

Zugleich nämlich mit dem Verfalle des Ritterthums strebten die Bauern in die Höhe und begannen in den Stand der Ritter einzudringen, wie umgekehrt manche Adlige es nicht unter ihrer Würde hielten, sich durch Heiraten mit Bauerntöchtern aus ihrem materiellen Ruin emporzuarbeiten[1]). Freilich hatte das exclusive Wesen des Ritterthums und die Entwickelung des Heerschildes einen starken Sinn für Standesunterschiede ausgebildet.

[1]) noetigem rîter des gezimt, daz er ze konschefte nimt — ein gebûrinne umbe guot – (Helbl. VIII, 369). Dagegen bedarf der arme Heinrich Hartmanns von Aue einer wunderbaren Geschichte und mancherlei Formalitäten, um seine Lebensretterin heimzuführen.

Gesetze und Herkommen verboten den Bauern das Tragen der Schwerter und ritterlicher Rüstung.[1]) Der Schwabenspiegel spricht ihnen sowie allen, welche nicht von ritterlicher Art sind, das Lehnrecht ab,[2]) und mit Nachtheilen werden in den Rechtsbüchern die Ehen der Ungenossen bedroht. Man sieht aber, wie wenig diese rechtlichen Fixirungen den thatsächlichen Verhältnissen entsprachen, welche vielfach eine nähere Berührung der Stände mit einander zur Folge haben mussten. Das Emporstreben der niederen Leute fand Unterstützung grade bei jenen Mächtigen, welche ihren Vortheil darin sahen, den Stand der einfachen, weniger begüterten Adligen niederzudrücken.[3]) Während die Bauern von Rechtswegen[4]) für den Kriegsdienst nur als Pferdeknechte verwandt werden sollen, sind doch Knappen, Ritter und vielleicht selbst mächtige Herren[5]) aus dem Bauernstande nichts Ungewöhnliches. Die Zahl der Adligen vergrösserte sich durch das Eindringen anderer Elemente in ihren Stand zum Nachtheile desselben noch mehr als ohnehin der Fall sein mochte.[6])

---

[1]) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. II, 629. — Seifried Helbling über dahin gehörige Bestimmungen des Herzogs Leopold: VIII, 874.

[2]) Lehnrecht, Art. 1. (Lassberg S. 171).

[3]) vergl. den Dienstumbsust bei Helbling II, 87 ff. — wê daz si sîn verwâzen, die dâ machent eisenkappen ûz solchen ackertrappen (wo vom Abte von Admunt die Rede ist, Ottokars Reimchronik, Petz SS. rer. Austr. III, 237b).

[4]) daz ir füert drî hundert man — wandels frî, daz iht gebûren drunder sî, niur die satelknehte, die sint dâ ze rehte (Helbl. VI, 32). — Daran erinnert auch Ottokar a. a. O.: sô was daz ein schad grôz, daz er machen wolt genôz von art edlen knehten gebûren süne, die gerehten vil billîcher solten ir soumsätel, wan si wolden salz von Ausse varn.

[5]) Helbl. XV, 191 ff.

[6]) ist daz lant doch herren vol, ich enweiz, wie sich besachen sol daz edel volk klein und grôz, maht ir die gebûren hûsgenôz (ebd. III, 111). — Der edel kneht ist genuoc, die man billîch teur maht (Ottokar a. a. O.).

Indem viele Adlige herunterkamen und dagegen häufig Bauern kriegerischer Ehren theilhaftig wurden,[1]) musste diese Vermischung[2]) der Stände trotz jenes immer schroffer sich ausbildenden Standesbewusstseins doch einen weniger als früher durch die Herkunft beschränkten Verkehr mit sich bringen. Mancher Bauer, stolz auf seine besser beschaffene Lebenslage, mochte sich armen oder habelosen Adligen gleich oder gar überlegen dünken, und es liegt nahe, dass das Landvolk den Einflüssen einer höheren Cultur vielfach Raum gab auf Kosten der ererbten Sitte. In demselben Lande nun, aus welchem vorzugsweise uns jene Verhältnisse berichtet werden, und in welchem gegen Ende des Jahrhunderts nach Aussage eines Zeitgenossen kaum noch ein Mann von echter Abstammung aufzufinden war,[3]) in Oestreich, sehen wir Herzog Friedrich den Streitbaren als Beschützer der Dorfpoesie auftreten, indem die beiden Hauptrepräsentanten derselben, Neidhart und Tanhäuser, ihm mit ihrer Kunst dienten.

Neidhart[4]), Herr Steinmar[5]), Herr Geltar[6]), der Tanhäuser[7]), sie alle, welche wie der Dichter des Helmbrecht das Dorfleben zum Gegenstande ihrer Poesie nehmen, klagen über Noth oder Heimatlosigkeit und bedürfen der Unter-

[1]) alsô sint die gotes gâb wunderlîch, der ûf, der ab (Helbl. VIII, 240).

[2]) Dienstman, rîter, bûren, daz hân ich in mîn aht, wir werden schiere einer slaht hie in diesem lande (VIII, 392).

[3]) daz müelîch ieman vinden kan einen reht gevierten man her von sînen künne (VIII, 387).

[4]) kumt si mir ze Riuwental, si mac grôzen mangel wol da schouwen, von dem ebenhûse unz an den rîhen da stêt iz leider alles blôz (Haupt's Ausgabe 43, 8). kumt si mir ze Riuwental, si vindet dürre miule (49, 8).

[5]) armuot und der winter kalt, die welnt mir jârlanc heinlich sîn — armuot hât mich an ir bestem râte (HMS II, 158a).

[6]) Ihm ist nach alten Kleidern so Noth, dass er der Herren Gunst nicht verlieren will (Bartsch, Liederdichter 206).

[7]) ich bin ein erbeitsaelic man, der niene kan belîben wan hiute hie, morn anderswâ, des muoz ich dicke sorgen, swie froelîch ich da singe den âbent und den morgen (Bartsch, 194).

stützung. Wie aus dem Inhalte ihrer Dichtungen geschlossen werden muss, verkehren sie mit dem Landvolke, unter welchem sie sich wohler fühlen mochten als unter ihrer höfischen Umgebung. Bei den Bauern konnten sie sich des höfischen Formenzwangs entledigen und sich schadlos halten für ihre Zurücksetzung. So sind sie besonders geschickt, die Träger einer Dorfpoesie zu werden, für welche ohnehin alle Bedingungen vorhanden waren. Denn zu jener Zeit begannen bereits die höheren Stände selbst an einer roheren, einfacheren Cultur Gefallen zu finden, welche sich so überspannten Sitten und Anschauungen, wie sie in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst begegnen, mit überlegener Satire gegenüberstellen musste. Indem nun jene Dichter ihre Begabung und die erlernte Kunst in den Dienst einer realistischen Auffassungsweise stellten, zu welcher ihr Verkehr mit den Bauern so mannigfachen Anlass bot, konnte nicht fehlen, dass volksmässige Elemente in ihre Poesie eindrangen, welche sich zum Theil auch äusserlich an die volksthümliche Sangesweise angelehnt haben wird.[1]) Andrerseits ist es erklärlich, wenn diese Dichter gegen den Stolz und Reichthum der Bauern ihre höhere Geburt und überlegene Bildung hervorzukehren suchen und mit Neid und Spott auf das tölpelhafte, hochmüthige Wesen des Landvolkes blicken, dessen leichtfertiges Entgegenkommen oder Rohheit und Ueppigkeit den meisten Stoff hergeben müssen. Von solchem Character sind wenigstens — während der Tanhäuser einen ernsteren Ton anschlägt[2]) — die Lieder Neidharts von Reuenthal,

[1]) Dass die höfische Dorfpoesie nicht plötzlich entstand, sondern Fortsetzung alter, volksmässiger Tradition gewesen ist, welche freilich unter den Händen der höfischen Poeten wesentliche Eigenthümlichkeiten annahm, macht v. Liliencron wahrscheinlich (Neidharts höfische Dorfpoesie, Haupts Zeitschr. VI, 70); daher die Strophe Walthers 26,15 doch wohl mit Recht auf die Dorfpoesie bezogen wird, namentlich wegen der Schussworte: bien gebûren lieze ich sie wol sîn, dannen ists och her bekomen.

[2]) C. Schröder, die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters (in Gosches Jahrbuch für Litteraturgesch. I, S. 45. ff.).

auf welchen Wernher der Gartenäre wie auf sein Vorbild blickt (V. 217), wo er auf die Belustigung der Bauern zu sprechen kommt.

Die Ansicht v. Liliencrons, es seien die Gestalten in Neidharts Liedern nichts weiter als maskirte, höfische Personen aus seiner Umgebung, hat, so scharfsinnig ihre Durchführung auch versucht wird, schwerlich von irgend einer Seite Zustimmung gefunden.[1]) Dieselbe verbietet sich schon durch den bestimmten Hinweis auf die Bauern als nicht rittermässige Leute, welche ihm, dem besser geborenen Manne, den Vorrang lassen sollten.[2]) Denn nur diesen Sinn können z. B. die Worte haben: er und Regenwart habent mit den wîben ir gesenge. jâ sint si doch zewâre beide nicht von hôher art (51, 22). Eines anderen Glücksrad ist niemals langsamen Ganges gewesen: und ist doch von allen vieren anen ein gebûre (91, 15).

Vielmehr gründet sich die Stimmung, aus welcher seine Lieder hervorgegangen sind, auf wirklichen Umgang mit den Dorfleuten, und der Ton, welcher in ihnen vorwaltet, zum Theil wohl auch auf den Umstand, dass sie für einen höfischen Zuhörerkreis bestimmt waren[3]), welcher weit herablassender auf das Landvolk geblickt haben wird als Neidhart selbst. Jener Verkehr mag, soweit er sich auf die Bauernsöhne erstreckte, zu mancherlei Reibungen Anlass gegeben haben; doch wird sich trotz des Spottes und der Ueberlegenheit, mit welcher er sich ihnen gegenüberstellt, kaum verkennen lassen, dass im Ganzen das Verhältniss

[1]) Die neueren Schriften von Tischer (über Neidhart von Reuenthal, Leipzig, Diss. 1872), Schmolke (Leben und Dichten Neidharts v. R., Potsdam, Progr. 1875), sowie Richter (N. v. R. als Hauptrepräsentant der höfischen Dorfpoesie, Neues Lausitzer Magazin 1869) sind mir nicht zugänglich gewesen.

[2]) Gegen v. Liliencron zu erwähnen, welcher in dem Mangel an solchen Hinweisen eine Hauptstütze für seine Annahme sieht.

[3]) Haupt 85, 36. Dass die Worte: daz wil ich mit gesange nû den hoveliuten klagen, nicht von Neithard selbst herzurühren scheinen (Haupt 217), ist ein neues Zeugniss dafür, dass die Dorfpoeten für die Höfe sangen.

ein versöhnliches war oder doch wenigstens weit friedfertiger, als man nach den vielen von ihm ausgestossenen Verwünschungen und Drohungen glauben sollte. Wie wäre auch ohne dies eine fortwährende Theilnahme an den ländlichen Vergnügungen möglich gewesen? Hauptsächlich freilich wird sich der Einfluss dieses Verkehrs auf die Weiber geltend gemacht haben, deren leichterer, durch äusseren Glanz mehr geblendeter Sinn nur zu bald in Gefahr gekommen sein mag, sich über alle Grenzen hinwegzusetzen, seitdem einmal die althergebrachte Sitte sowie die zähe festgehaltenen Schranken des Standes und der Familie ins Wanken zu gerathen begannen. Weit entfernt davon, alles, was Neidhart von seinen Abenteuern mit den Dorfmädchen erzählt, als baare Wahrheit hinzunehmen, scheint uns doch unzweifelhaft zu sein, dass sie die Art des Umganges höher Geborener mit denselben im Allgemeinen ebenso wiederspiegeln, wie einige Partien in der Erzählung von Meier Helmbrecht.

Hier erscheint nämlich der weibliche Theil der Familie als die eigentliche Ursache alles Unheiles. Während der Alte das conservative Princip vertritt, zeigen sich die Mutter und Gotelinde ganz erfüllt vom Glanze des ritterlichen Lebens, dessen Einflüssen sie willig das Wesen ihres Standes opfern. Sie sind es, welche dem jungen Helmbrecht seine prächtige Kleidung verschaffen (117, 124, 131, 139, 165) und ihn, da der Vater sich widerwillig, aber schwach zeigt, fortwährend in seinem hochfahrenden Streben bestärkt haben müssen. Es sind dieselben Gestalten, welche als Mutter und Tochter in vielen Liedern Neidharts erscheinen. Die Dorfmädchen, welche hier vorgeführt werden, tragen wie Gotelinde häufig Scheu vor einer Ehe mit ihres Gleichen und glauben sich nur durch Heiraten oder Liebeshändel mit ritterlichen Leuten hinreichend beglückt. Eine (29, 17) welche bereits verheiratet ist, meint: jâ muoz er mîn gar versûmet sîn, er gebûwer, und während ihr Mann sie zu Hause glaubt, hat sie mit Neidhart Ball gespielt. Eine andere, welcher von der Mutter gerathen worden ist, sich

an einem Bauern genügen zu lassen, da die Ritter nicht für sie passen, antwortet: giezet mir den meier an die versen, jâ trûwe ich einem ritter wol gehersen, zwiu sol ein gebûwer mir ze man? der enkan mich nâch mînem willen niht getrûten (27, 21). Es ist das nicht viel anders als wenn Helmbrecht zu seiner Schwester spricht: owé swester Gotelint, diu sorge muoz mich smerzen, sol an dînem herzen als unedel gebûwer, des minne dir wirt sûwer, immer naht entslâfen (1364), nachdem er ihr ausgemalt hat, wie grobe und schwere Arbeiten ihr als Bauernfrau bevorstehen (1355 ff.). Ein Unterschied zeigt sich nur in der weit realistischeren Denkweise Gotelindes, welche bei Neidhart schon deswegen fehlt, weil in den Liedern ja immer die Liebe der Mädchen zu ihm, dem Dichter, das Thema ist, während sie hier bei Lemberslints unritterlichem, von Wernher verspotteten Wesen desto angebrachter zu sein scheint.

So wenig auch die alte Bäuerin hervortritt, erinnert sie doch hinreichend an die von Neidhard verspotteten Alten, welche immer noch Lust haben, an der Hand eines Ritters zu springen. Es sind nämlich bei den letzteren zwei Arten von Müttern zu unterscheiden. Die einen zeigen sich bestrebt, die Töchter nicht etwa bloss vom Tanze, — was auf alter Tradition dieser Lieder beruhen mag — sondern vor leichtfertigem Umgange mit Knappen oder Rittern zu bewahren und sie, oft in derber Weise, zur Einfachheit und alten Sitte anzuhalten. Es sind dies die Lieder, in welchen die Mädchen, bevor sie zum Geliebten eilen, mit der Mutter streiten und am Ende meist den Sieg davontragen.[1]) Andere dagegen gebärden sich so, dass es ihr höchstes Streben zu sein scheint, mit Rittern Verkehr zu pflegen und womöglich ihre Familie in den Stand derselben einzuführen. Bei dem jungen Helmbrecht hatte, wie mehrfach erwähnt wird, ein Ritter bei der Taufe Gevatter gestanden (483, 1132, 1379), und er schätzt sich glücklich, dass er von diesem sowie noch von einem anderen

[1]) I, 6, 22, 24, 27 u. a.

Manne so hohe Gesinnung geerbt habe. Dieser andere ist aber ein vil gefüeger hoveman, welcher zu Helmbrechts Mutter geschlichen kam, als sie ihn fünfzehn Wochen getragen hatte. Hierauf sich stützend verwünscht er den Vater der Gotelinde, welcher eigentlich gar nicht sein Vater sei (1370 ff.). Denselben Ruhm nimmt aber auch seine Schwester in Anspruch. Denn früher, als sie von ihrer Mutter auf den Armen getragen wurde, ist bei derselben geselliglich ein Ritter gewesen. Dieser umfasste sie, wenn sie Abends spät, um Kälber zu suchen, ins Holz ging. Wenn auch mit diesen Andeutungen der Dichter nur bezweckt haben sollte, die thörichte Eitelkeit der beiden zu verspotten, so wird doch durch dieselben der Verkehr der Ritter mit den Bauernweibern auf ähnliche Weise ins Licht gestellt, wie dies in Neidharts Liedern ganz in jener derben Manier häufig geschieht.[1])

Die Stickerei auf Helmbrechts Haube zeigt auf der einen Seite einen Tanz von Rittern und Frauen, auf der anderen aber einen Bauerntanz: ie zwischen zwein meiden gie ein knabe, der ir hende vie, dâ stuonden videlaere bî (100)[2]), wie Neidhart bei Schilderung der Wintertänze: Adelhalm tunzet niuwan zwischen zweien jungen, während zwêne gîgen (40,30). Helmbrecht selbst wird uns vorgeführt, wie er im Tanze geht (204), aber auch, wie er, nach Art der Sommertänze, im Reien springt. (215). Er ist mit Schellen behängt, welche man, wenn er im Reien sprang, laut ertönen hörte, so dass es den Weibern in die Ohren schallte (211), wie nach Neidhart der Bauern Schwertgriffe klingent nâch dem trit lûte bî dem reien nâch dem sprunge (55,39). Gleich dem Reuenthaler kennt auch Wernher die Vergnügungen der Bauern aus eigener Anschauung, zumal da er, wie V. 208 angedeutet wird, an ihren Tänzen selbst theilzunehmen scheint.

Die Beschreibung der äusseren Ausstattung Helmbrechts zeigt eine ins Einzelne gehende Uebereinstimmung

[1]) 17, 26 ff. 23, 35. 42, 18 u. a.

[2]) Schröder a. a. O. S. 52.

mit Neidhart. Die schön gezierte Haube macht das Hauptstück in des Bauern üppigem Aufzuge aus und muss ähnlich derjenigen gedacht werden, welcher eine Strophe des letzteren gewidmet ist, auf die zuerst Schröder aufmerksam machte.[1]) Solche Hauben zu tragen, war offenbar Sitte der Höfe und wurde von den Bauern nachgeahmt. Sie waren nach jenem Liede (86,7) innerhalb mit Schnüren versehen, und da die Haare des Bauern, welche so gelb sind wie Krämerseide, Nachts hineingezwängt werden, so hängen sie Tags als Locken weit über das Kinn herab zu Boden.[2]) Auch Helmbrechts Haar ist gelockt und blond:

[1]) Pfeiffers Germania X, 459.

[2]) Auch von andern Dichtern wird öfter die Haube erwähnt. Dass besonders an ihr die Mode getadelt oder verspottet wird, hat wohl hauptsächlich seinen Grund in der damit zusammenhängenden Haarfrisur, bei welcher Wechsel der Mode, sowie künstliche Mittel den Anhängern der Einfachheit oder der alten Sitte besonders lächerlich erscheinen mochte. Konrad von Haslau (Haupts Zeitschr. VIII, 550): ir sult für wâr mir gelouben. eines heizet swebehouben: die deckent ein ôre wol und den wirwelloc; hievor belîbet der groezer schoc. — Seifried Helbl. (I, 272): gestricket hûben mit snüeren sih ich sumlîche tragen. -- si habent schopfes vil davor, hinden kepfet in enbôr ein spaenel kûme vingers breit. Damit zu vergl. Helmbrecht: hinden von dem spâne nâch der scheitel gegen dem schopfe. rehte enmitten ûf dem kopfe (33). Der spân auch bei Neidhart: suîdent sie ze rehte, si zeriutent im den spân (102, 8). Aber die Mode hatte sich inzwischen geändert, indem die Haube enger. das hinten herabhängende Haar kürzer wurde. Helbling kennt noch das lange Haar als frühere Sitte: sîn hâr er (der echte Ôsterman) schône wahsen lie dar in rehter lenge, sin hûbe niht sô enge dahte im sîner ôren tür (I, 502). Jenes ist aus Thüringen und Sachsen eingedrungen: denn hier laet man die hâr niht wahsen an die rehten lenge; der hûben getwenge machent in kleiniu spaenelîn (III, 222). Auch Konrad von Haslau sieht sich bereits zu der Bemerkung veranlasst: in rehter lenge gewahsen hâr — stê baz dan ûf die ahsel hin (68). Der spân bedeutet vielleicht nichts anderes als die hinten herabwallenden Locken, welche mit der Zeit kürzer wurden, während die Haube mit den Schnüren blieb. Dass diese das Haar lockig zu machen bestimmt waren, sagt auch deutlich ein unechtes Lied (Haupt, XXIV, 7).

ob der ahsel hin ze tal mit lenge ez volliclîchen gie, in eine hûben er ez vie (14). Die Verfertigung der Haube hat nach Neidhart viele Mühe verursacht: dâ hât manic hendel sîne vinger zuo gerüeret, ê si sî gezierten (10); und die Nonne verdiente wohl die Entschädigung, welche Gotelinde ihr zu Theil werden liess: si was ir werkes wîse, si diente ez wol mit naete an der hûbn und an der waete (121). Von aussen sind bei Neidhart Vögel von Seide auf die Haube genäht, während diese selbst aus Tuch besteht (13), wie auch Helmbrecht von seiner schönen Haube und den von Frauen darauf genähten seidenen Tauben (275), ebenso sein Vater von der „hûben und der sîdînen tûben" spricht (430); nur von Tauben wegen des Reims, während überhaupt Vögel von verschiedener Art gemeint sind (35. 1886). In einer dem erwähnten Liede hinzugefügten Bauernstrophe (Haupt S. 217) wird bestätigt, dass minnigliche Frauen die Vögel auf die Haube genäht haben: sie selbst wird gickelvêhe genannt, eine Eigenschaft, welcher in Wernhers weitläufiger Darstellung von allen den Sachen, mit denen sie sonst geziert ist, noch mehr Gerechtigkeit widerfährt.

Wenn ferner Helmbrechts Busen mit drei krystallenen Knöpfen geschlossen wird und ganz und gar mit kleinen Knöpfen besät ist, welche man in allen Farben scheinen und bei den tanzenden Mädchen leuchten sah, so lesen wir bei Neidhart: ir beider brîsem sint beslagen wol mit knophelînen zweier zile alumbe den kragen, dazs ot verre schînen (88,29). Kettenwamms und Schwert, überhaupt kriegerische Rüstung nicht minder als höfische Kleidung, kommen häufig bei letzterem vor (51,34; 60,9 u. ö.). Zu seiner Ausrüstung muss Helmbrecht zwei Gewänder haben, mit Gnippen und breiten Taschen (152). Frideliep hat rädelohte sporen — niuwe vezzel, dar zuo hat er zweier hande kleit (75,9). Wernger in einem unechten Liede (239,52) hat, was er begehrt, dennoch trägt er eine gnippen.[1])

[1]) gnippe = cultellum nach Haupt S. 234 Anm.

Nur selten geschieht bei Neidhart der alten Bauern Erwähnung, dann aber immer in Gegensatz zu dem Wesen der jüngeren Generation: Seht an Engelwâne wie hôhe er sîn houbet treit; swenne er mit gespannen swerte bî dem tanze gât, sô ist er niht âne der vlämeschen hövischeit, dâ sîn vater Butze wênic mit ze schaffen hât (54,32). So auch Mâdelwic, welcher den krummen Reien an der Hand der Mädchen springt: jâ enwas sô hiuze niht sîn vater Engelgêr, nû bin ich beswert mit den jungen (79,6). Der alte Helmbrecht, unter dessen Genossen selten geschehen ist, was er bei Hofe die Ritter thun sah (936), hat ebenfalls nichts mit seines Sohnes Treiben zu schaffen und wünscht, dass derselbe durch eine Heirat mit der Tochter des Meiers Ruprecht dem bäuerlichen Leben wiedergewonnen werde und ebenso mit Ehren in die Grube fahren möge, wie er von sich selbst es hofft. Sobald die Bauernsöhne geheiratet und einen eignen Hausstand gegründet hatten, hingen sie vermuthlich an der alten Sitte ebenso sehr fest wie sie sich in früheren Jahren über dieselbe hinweggesetzt hatten. Wegen der jungen Leute, welche jetzt mit ihrem nach der Hofsitte geschnittenen Tuche und ihren wohlbeschlagenen Gürteln ihm vielen Aerger bereiten, tröstet sich Neidhart mit denen, welche es früher auch nicht anders machten: den ist sô gar gestützet al ir üppikeit, die gebârent sam si nie gelebten gnoten tac (61,9).

Wie stehen nun die Dichter diesen, so gut es anging, aus ihren objectiv scheinenden Aeusserungen zusammengestellten Verhältnissen mit ihrer persönlichen Ansicht gegenüber? Dieselbe characterisirt sich durch den Neid, die Schadenfreude und Ironie, welche in fast allen Liedern Neidharts kenntlich sind und auch bei Wernher deutlich genug zum Vorschein kommen.

Helmbrecht wird beim Tanze von Frauen und Mädchen so minniglich angesehen, dass der Dichter darüber Neid zu empfinden vorgiebt, indem er gesteht, Helmbrecht würde ihn bei den Frauen ausgestochen haben (209) und damit an die unwillige Stimmung erinnert, welche Neidhart wegen

der Beliebtheit dieses oder jenes Bauern bei den Mädchen so oft zu erkennen giebt, z. B. 88,38: wie mohte mîn vrou Süezel Limezûnen daz vertragen, daz er an ir hende spranc den reien?[1]) — Die Kleidung der Bauern und die hierin hervortretende Eitelkeit und Verschwendung werden von dem einen wie von dem anderen verspottet. Welche Unverschämtheit war es, dass Helmbrecht sich mit allem Glanze kleidete, wie es nur für einen Rittersmann sich ziemte? Die Haube mit ihren Darstellungen von Troja, Karl und Roland, Frau Helches Kindern, Dietrich von Bern und der Rabenschlacht, die Ritter- und Frauengestalten, welche dort zu sehen waren, wie mochte das alles für diesen Tölpel und Narren passen? Dass dies ungefähr Wernhers Gedanken sind, zeigen die Bemerkungen, mit denen er seine Schilderung begleitet. „O wê daz ie gebûre solhe hûbe solte tragen — dâ von sô vil ist ze sagen", ruft er aus (54), wie Neidhart in dem oben erwähnten Liede von der Haube seinen Unwillen äussert: er muoz dulden mînen vluoch, der ir ie gedâhte, der die sîden und daz tuoch her von Walhen brâhte (86,9). Demgemäss sind geutôre (41), er gouch und er tumbe (197), narre unde gouch (83), tumben raezen knehte (106) die Ausdrücke, mit welchen Wernher den Träger der von ihm beschriebenen Kleidung verspottet. Man vergleiche wiederum Neidhart, welcher (49,4) von Gunderam sagt: oeder gouch ist in dem lande niender; ein oeder gouch mit sîner rûhen hûben (54,38) und ähnliches häufig. Es begegnen bei demselben auch zahlreiche Stellen, welche wie zur Characteristik des eitlen, üppig gekleideten Helmbrecht dienen können, so namentlich folgende, auf welche Schröder aufmerksam macht: gesâht ir ie gebûren sô gemeiten als er ist? wizze Krist, er ist zevorderst anme reien — herte wert dünket er sich sîner niuwen treien — sîn gewant sol man an einem oeden kragen suochen (40,37). Jedenfalls ist es auch im Sinne Wernhers, wenn jener von seinen Bauern sagt: ir üppikeit

[1]) vergl. auch 53, 23: ich bin in ir aehte die den sumer tanze brüevent in dem gen.

diust sô grôz, daz ir die wîsen spottent über al (57,13). Wenn der Kaiser kommt, soll er ihnen die langen Locken abschneiden, Haar und Gewand nach der Sitte wieder einrichten, wie sie es zu Karls Zeiten trugen (102,8).

Besonders unwillig zeigt sich Neidhart über das Bestreben der Bauern, in den ritterlichen Stand einzudringen. Er freut sich, dass Berewolf die Tochter eines Bauern geheiratet hat: wol dir, frouwe Trûte, daz er durch dich mîden muoz sîn geslende, des er pflac — nû tuont im die secke vil gedön, die da dicke rîtent sînen kragen (68,28); ein Schicksal, welches Wernher gewiss gerne seinem Helmbrecht gegönnt hätte, der sich nicht durch Weib verliegen will, seinem Vater nicht bauen noch durch dessen Säcke seinen Nacken beschweren mag, weil seine schöne Kleidung besser zum Tanze als zum Pfluge sich schicke (515) und schwarze Hände ihn schänden würden, wenn er an der Frauen Hand tanzte (575). Dagegen ärgert sich Neidhart, dass dieselben Bauern, welche ehemals im Dorfe Vortänzer waren, und die von Rechts wegen mit dem Pfluge den Acker bauen sollten, nun Heerleute geworden sind und ausziehen, wohin der Fürst gebietet (84,14). Spöttisch betrachtet er das herausfordernde, kriegerische Wesen, welches die Bauern zugleich mit ihrer Vornehmheit sich annehmen. Lanze, welcher in dem Wahne lebt, dass nichts ihm widerstehen könne, hat ein gutes Eisenhemd in sein Gewand genäht: limmende als ein ber er gât, guot muot ist im vremde (36,15). Wenn den Bauern die Schwerter an den Fersen erklingen und sie so auf der Strasse gehen, dann dünken sie sich vieler Bohnen werth (55,32). Vor Ilboge soll sich jeder in Acht nehmen; denn wer von seinem Schwerte getroffen wird, muss auf der Stelle todt liegen (92,7). Als Helmbrecht sich im Besitze seiner Rüstung befindet, schüttelt er das Haupt und sieht auf Jedermanns Schultern herab: ich bizze wol durch einen stein, ich bin so muotes raeze, hei waz ich îsens fraeze (406)[1]).

[1]) Der „Ungenannte“ in einem dem Neidhart zugeschriebenen Liede dünkt sich „so raeze, seht waz er îsens fraeze“ (HMS II. 107b).

Die Wünsche, welche Neidhart für diese, nach seiner Ansicht von nichts als von Thorheit und Hochmuth erfüllten Leute hegt, ersieht man aus dem mehrfach erwähnten Haubenliede, wo Hildemar, der Träger der zuvor beschriebenen Haube, sich werthem Ingesinde gleichstellen will, welches bei Hofleuten gewachsen und gezogen ist: begrîfents in, si zerrent im die hûben alsô swinde, ê er waenet, sô sint im die vogelîn enpflogen, solhen kouf an solhen gelt nieman sol versprechen, jâ hat vil daz Marhvelt solcher zügelbrechen. Dies ist in der Hauptsache auch Helmbrechts Schicksal, in dessen Figur die Haube von vorne herein eine so grosse Rolle spielt, indem sie als poetisches Motiv für die ganze Handlung verwandt wird. Die ausführliche Beschreibung dieses Kleidungsstückes lässt sich der Dichter, wie erwähnt, besonders angelegen sein und nimmt auch später fortwährend unser Interesse für dieselbe in Anspruch. „Wer die schöne Haube auf meinem Haupte sähe", versichert Helmbrecht, „der schwüre wohl tausend Eide, dass ich dir niemals mit dem Pfluge diente" (303). Der Vater giebt dagegen seiner Besorgniss in den prophetischen Worten Raum: „So hüte deine Haube, dass sie nicht einst jemand mit harter Faust berühre und dein langes, blondes Haar übel zurichte" (429). Von den Träumen, welche dem alten Helmbrecht für seinen Sohn Schlimmes bedeuten, ist der letzte und verhängnissvollste dieser, dass Rabe und Krähe das struppige Haar seines am Baume hängenden Sohnes strählen und scheiteln (620). Als später das Unglück über den Uebelthäter hereinbricht, erfüllen sich zunächst nur die drei ersten Träume; ihm bleiben aber sein Haar und seine Haube. Erst die Bauern, welche seinen Tod beschliessen, berauben ihn auch dieses Schmuckes. „Nun hüte deine Haube", rufen sie ihm schon von ferne zu. Und was vorher des Schergen Knecht noch unversehrt an ihr gelassen hatte, wurde nun auch vernichtet. Nichts von ihr bleibt so breit wie ein Pfennig bei einander. Die Sittiche, Lerchen, Sperber und Tauben liegen am Wege zerstreut, hier eine Locke, dort ein Stück von der Haube. „Und wenn ich auch nie etwas Wahres erzählte", fügt der

Dichter hinzu, „diese Märe von der Haube und wie klein man sie zerrte, müsst ihr mir glauben“. Nachdem die Bauern den Bösewicht aufgeknüpft haben, schliesst die Erzählung mit der Aussicht, dass nun auch wohl der vierte Traum sich bewähren werde (1879—1913).

Schröder vermuthet einen näheren Zusammenhang des Meier Helmbrecht mit jenem Liede Neidharts. Wahrscheinlich war dieses Wernher nicht unbekannt, und jedenfalls ist es sein Plan, die Ueppigkeit Helmbrechts, wie sie hauptsächlich in der unstandesgemässen Haube zum Ausdrucke kommt, sowie die Neigung, über seinen Stand hinaus zu streben, durch die ganz verfehlte Laufbahn des Bauern und durch sein jämmerliches Ende zu Schanden werden zu lassen. Es ist mit Hinblick auf Neidhart wohl nicht ungerechtfertigt, wenn wir unserem Dichter einige, am Ende auch ganz erklärliche Schadenfreude in Bezug auf die üppigen Bauern zutrauen. Wenn er am Schlusse den Wunsch andeutet (1918), es möge allen, welche Helmbrechts Sitte nachahmen, ebenso ergehen wie diesem, so wird er doch kaum minder an den anfangs verspotteten Hochmuth im äusseren Gebahren gedacht haben als an das, mit demselben übrigens in engen Zusammenhang gebrachte Räuberleben. Denn nachdem uns klar gemacht worden ist, dass Helmbrechts Vornehmthuerei für seinen Stand nicht passte, müssen wir auch bald gewahr werden, wie sehr der Dichter zu der Verspottung derselben berechtigt war. Es zeigte sich ja in der Folge, dass er wohl in eine Gesellschaft von Dieben und Räubern, nicht aber in den Kreis der ehrenwerthen Ritter aus der alten Zeit gehörte. Es fällt auf, dass Helmbrecht von einem Ziele seiner neuen Laufbahn, überhaupt von höheren Bestrebungen, nichts weiss. Er beabsichtigt nur, wie er schon vor seiner Abreise dem Alten unbefangen mittheilt, Rinder aufzutreiben und die Bauern, seines Gleichen, zu berauben und zu quälen, durch nichts weiter dazu angelockt als durch die Aussicht auf ein Leben, wo es immer gut zu essen und zu trinken, aber nichts zu arbeiten giebt, ohne zu bedenken, dass auch

ausserdem seine zukünftige Lebensstellung einigen Werth haben könne. Es ist auch erklärlich, dass der Dichter, welcher einem leichtfertigen Umgange mit dem Landvolke und einem Missbrauche seiner Ueberlegenheit möglicher Weise selbst nicht ganz abgeneigt war, die wahre Veranlassung einiger der von ihm geschilderten Erscheinungen lieber verschweigt, obwohl, wie wir gesehen haben, sein eignes Gedicht einige nicht unwerthe Beiträge für die Einsicht in die Art jenes Verkehrs liefert. Als allgemeines Sittengemälde für die damaligen Bestrebungen der Bauern darf die Erzählung erst mit Berücksichtigung dessen angesehen werden, was der Dichter, indem er dieselben für albern und lächerlich hält, in tendenziöser Weise auffasst und demgemäss zur Darstellung bringt. In seinem Gedichte muss ein Bauer, der höher hinausstrebt, zu einem eitlen, genusssüchtigen und schliesslich verunglückenden Menschen werden, während ein solcher doch wohl mit demselben Rechte und in ebenso gutem Einklange mit den wirklichen Verhältnissen der thatkräftige, sich Bahn brechende und am Ende den Preis seiner Mühen erringende Held einer Erzählung hätte sein können. Das Interesse der damaligen Dichter war aber aufs engste mit den Höfen und den ritterlichen Kreisen verknüpft.

Es ist also ein naher Zusammenhang des Meier Helmbrecht mit der Neidhartischen Poesie zu constatiren. Während die Selbstständigkeit des Erzählens und Schilderns dafür bürgen, dass seine Kenntniss des bäuerlichen Lebens auf eigener Anschauung beruht, gehört der Geist, welcher uns aus dem Gedichte entgegenspricht, zum grossen Theil der von Neidhart vertretenen höfischen Dorfpoesie an, wie auch eine starke Beeinflussung durch die Lieder desselben nicht zu verkennen ist.[1])

Wir würden aber irren, wenn wir den im Helmbrecht vorwaltenden Ton mit dem Neide, der Ironie und Schaden-

[1]) Wörtliche Anklänge z B. Meier Helmbr. 265 u. Neidhart 68, 39 (rîten den kragen); mit M. H 1757 vgl. Neith. 41, 5 (umbe ein grûz), u. a m.

freude Neidharts oder richtiger der Lieder desselben identificiren wollten. Es würde das nicht hinreichen, andere Züge ernster Natur zu erklären, zu welchen, wenn es auch bei jenem keineswegs ganz daran fehlt,[1]) Gattung und Form seiner Dichtungen weniger Anlass boten.

II.

Wernher der Gartenäre und die höfischen Didaktiker.

Der Character der höfischen Didaktik ist ebenfalls durch den Verfall des Ritterthums und die socialen Verhältnisse der Zeit bedingt gewesen. Ein eigenthümliches Merkmal für sie ist die in ihr hervortretende rein weltliche Moral[2]), welche die Dichtungen dieser Gattung in wesentlich anderem Geiste erscheinen lässt als die von dem Einflusse der Geistlichkeit beherrschten Erzeugnisse ähnlicher Art. Der eigentliche Kernpunkt, um welchen sich alle Lehren und Satiren drehen, ist das zu erstrebende Ideal wahrhaft ritterlichen Lebens, von welchem in der Gegenwart nicht vieles vorhanden ist. Zu derartigen Betrachtungen gewährte die Lage verarmter Adliger und nothleidender Sänger auch einen ganz geeigneten Standpunkt. Von hier sah man unbefangen auf das Treiben der Mächtigen, welche ihre bessere Lage nicht verwandten, um Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten und die Ideale früherer Zeiten zu bewahren, sondern ohne Scheu dem Streben nach eignem Wohlergehen und nach Reichthum an Geld und Gut die höheren Interessen des Standes opferten, in eigennütziger Gewinnsucht die Schwächeren unterdrückten und ihre Macht auf ganz andere Grundlagen zu stellen suchten als ritterliche Milde und Ehre. Wie mancher mochte da emporgekommen sein, der jetzt in vollem Genusse seines Strebens

[1]) cf. 31; 32, 26; 34 u. a.

[2]) Seifried Helbl. XV, 22: ich wil wenden den gedanc an menschlîche sinne, ob ich rede beginne, daz die wol verstendic sî. gotlîcher sinne bin ich frî.

sich befand,[1]) während nach Ansicht anderer es besser gewesen wäre, man hätte ihn, bevor er dazu gelangte, gleich Helmbrecht an der Weide aufgeknüpft[2])?

Der Wunsch, das Leben der Adligen und namentlich der Mächtigeren unter ihnen den Forderungen der „Weisen" gemäss gestaltet zu sehen, ist das Motiv einer Reihe im 13. Jahrhundert verfasster Dichtungen, welche jedenfalls an den Höfen gelesen werden sollten, nicht freilich zur Unterhaltung, sondern zur ernstlichen Belehrung und Besserung[3]).

Im Gedichte von Meier Helmbrecht stellt das Gespräch zwischen dem Vater und dem aus der Fremde heimgekehrten Sohne die gegenwärtige, verdorbene Zeit in Gegensatz zu den guten, alten Tagen der Vorfahren. Als der Alte in seinen jungen Jahren an den Hof gesandt wurde, um Käse und Eier dort anzubieten, hatte er Gelegenheit, zu sehen, wie es damals die Ritter trieben (913). Es waren höfische und frohe Leute, welche nichts von der heute gebräuchlichen Tücke verstanden. Den Frauen machten sich die Ritter durch Buhurdieren beliebt, wobei sie, scharenweis gegen einander reitend und sich stossend Lob gewannen. Als sie hieran genug gethan, führten sie einen Reigentanz auf mit Gesangbegleitung, bis ein Spielmann erschien und mit der Geige zum Tanze spielte. Es war herrlich anzuschauen, wie die Ritter den schönen Frauen entgegengingen und sie bei der Hand fassten: dâ was wunne überkraft von frouwen und von ritterschaft in süezer ougenweide. Junker und Mädchen, Arme und Reiche, tanzten fröhlich miteinander. Und nachdem

[1]) den rîter ich hân gesehen, des vater ein gebûre was, sîn muoter des wol genas, ders ein gebûrinne hiez; niemen sluoc in noch enstiez darumbe, ez was diu wârheit. (Seifried Helbling VIII 180.)

[2]) vergl. Reimar v. Zweter, S. 36 Anm. 1.

[3]) swaz ich unz her getihtet hân, daz was durch kurzwîle getân — ezn wart nie dehein maere, swie ängestlîchez waere, man müeze ez hoeren unde sagen (Kleine Gedichte vom Stricker, Hahn, S. 52.) — vergl auch Seifried Helbl. IV, 278.

das Tanzen ein Ende genommen hatte, gab sich ein jeder seiner Lieblingsbeschäftigung hin. Der eine las aus einem Buche, welches vom Herzog Ernst erzählte; ein anderer schoss mit dem Bogen nach dem Ziele, ein dritter ging auf die Jagd, und so thaten alle, was ihnen gut dünkte. Wer damals der schlechteste war, würde jetzt der beste sein. „Wie wohl wusste ich, was Treue und Ehre mehrte, bevor die Falschheit es veränderte". Wer aber horchen und lügen konnte und sich auf Ränke verstand, von der Art, welche heute bei Hofe werth ist und als weise gilt, dem gönnte man damals dort nicht die Speise. Leider haben solche Leute jetzt mehr Gut und Ehre als ein Mann, welcher recht handelt und nach Gottes Huld strebt.

Dagegen entwirft der junge Helmbrecht ein Bild von der jetzigen höfischen Sitte: die Hauptsache im jetzigen Hofleben ist das Trinken. Während man früher die werthen Leute bei den schönen Frauen sah, erblickt man sie jetzt im Wirthshause beim Weine. Ihre höchste Sorge ist Abends und Morgens, dass der Wein gut sei und der Trinker hohen Muth gewinne: Das ist nun ihre Minne: „Liebe Wirthin, Ihr sollt uns den Becher füllen. Ein Affe und ein Narr war er, der jemals statt des guten Weines nach Weibern sich sehnte und grämte." Wer lügen und trügen kann, sich auf listige Rede versteht und nach Schalkes Art schmäht, der ist höfisch, fein, froh und tugendreich. Das Leben der Alten aber ist jetzt im Banne und Männern und Weibern so unbequem wie der Henker. (984 ff.)

Freilich soll Helmbrecht diese neue höfische Sitte in einer Umgebung kennen gelernt haben, von welcher man glauben sollte, dass nach der verächtlichen Art, wie das Gesindel vom Dichter geschildert wird, sie diesem selbst am Ende nicht hatte maassgebend erscheinen dürfen. Aber wenn Wernher hier die Ansicht verräth, dass Leute aus Helmbrechts Stande die Sitte verderben und bei Hofe lügen und trügen, so erinnert dies an die Missstimmung, welche Walther von der Vogelweide gegen die niederen Leute zur Schau trägt, die bei Hofe den hohen vorgezogen

werden und statt das Reich zu berathen, sich nun auf andere Künste nicht verstehen als auf Lügen und Trügen: dieselben brechent uns diu reht und stoerent unser ê (57,20 ff.). Auch umgekehrt bringt Wernher, wie die Worte des Alten (V. 1027) zeigen, das Räuberleben Helmbrechts in unmittelbaren Zusammenhang mit der allgemein jetzt bei den Rittern herrschenden Sitte. Er nimmt eben in seiner Erzählung Gelegenheit, alles, was er im heutigen Ritterleben zu tadeln findet, wie in einem Gesammtbilde zu vereinigen.

Soweit jene Klagen über Sittenverfall sich auf die zur Mode gewordenen niederen Leidenschaften beziehen, welche den früheren, idealistischen Frauendienst nicht mehr aufkommen lassen, ist in ihnen nichts anderes zu sehen als der unter den späteren Dichtern allgemein verbreitete Unwille über den Untergang der alten Minne. Demselben wird von Niemandem energischer Ausdruck verliehen als von Ulrich von Lichtenstein, der im Frauenbuche dies Thema ausschliesslich behandelt. Seine äusserlich besser beschaffene Lebenslage mochte ihn gegen manche Uebelstände gleichgültig machen, welche von ärmeren Dichtern lebhaft empfunden wurden. Für ihn, der ganz an den Empfindungen der idealistischen Poesie in überspannter, sentimentaler Weise festhält, reducirt sich der Verfall der Sitten ganz allein darauf, dass die reine Liebe zu herrlichen Frauen dem jetzigen, roheren Geschlechte abhanden gekommen sei. Eben deswegen erscheinen aber seine Klagen nur als nähere Ausführungen dessen, was wir bei anderen Didaktikern und auch bei unserem Dichter finden, sobald dieselben auf die jetzige Minne zu sprechen kommen. Ehemals lächelten nach Ulrich von Lichtenstein die Männer den Frauen zu, wurden Muthes reich und unverzagt von ihnen, während jetzt die edleren Empfindungen verhöhnt und durch rohe Leidenschaften vom Platze gedrängt sind, eine Ansicht, welche in dem Gespräche zwischen Ritter und Frau von der letzteren in ähnlicher Weise wie bei Wernher durchgeführt wird: si bruoften manege

ritterschaft durch uns mit ritterlîcher kraft.[1]) Aber: nû tuot ir nindert dem gelîch, daz wir iuch dunken minniclîch (23), und wenn sie von der Liebe der Frauen hören, setzen sie immer nur der „minne gir" bei ihnen voraus. Dass die Trunksucht die reinen Liebesfreuden verdrängt habe, wird auch hier geklagt: si minnent wîn für allez guot, niht dinges in so senfte tuot: si habent in liep für — die reinen süezen wîp; in ist gar wînes vol der lîp beidiu diu naht und ouch den tac (609,20). Niemand kann froh sein anders als beim Weine. Da sind sie stark und schnell, da haben sie grosse Kraft und brechen viele Speere entzwei, da springen, tanzen, lachen und singen sie (609,28). „Ich weiss wohl, das war früher nicht so" (611,8). Der ganze Jammer aber, welcher in der Welt jetzt herrscht, ist von der Entartung der Minne hergekommen: des daz die welt niht freuden hât und alsô jaemerlîchen stât (653,19).

Die Ansicht, dass harmlose Freude und Frohsinn aus der Welt entschwunden seien, finden wir auch beim Stricker näher ausgeführt. Es ist ein eignes Klagelied, welches von diesem Gedanken ausgeht[2]) und denselben durchführt, indem häufig die alte mit der neuen Zeit verglichen wird. Die Verse 263 ff. über die Minne klagen ebenfalls, dass Wein und arme Weiber den Rittern jetzt angenehmer seien als edle Frauen. An Saitenspiel, Singen und Sagen, Buhurdieren und Tanz haben die Herren keine Freude mehr (238). „Unfreude ist jetzt gekrönt; ihr haben die Reichen geschworen und statt der Freude alle das Waffentragen sich angenommen" (18). Das meint auch der alte Helmbrecht, welcher früher bei Hofe rufen hörte: „heyâ, ritter, wis et frô"; jetzt aber heisse es: jagâ ritter, jagâ jac, stichâ stich, slahâ slach! (1027). Aus anderen Stellen wird auch der etwas gezwungene Zusammenhang schon deutlicher, in welchem bei Wernher das gegenwärtige

[1]) Lachmann, Ulrich von Lichtenstein. Der frouwen buoch 599, 15.

[2]) Hahn, kleinere Gedichte von Stricker XII, S. 52 ff.

Hofleben mit dem angemaassten Knappenberufe Helmbrechts erscheint. Mit Anklang an ein Walthersches Lied,[1]) aber selbstständig und in eingehenderer Durchführung gedenkt der Stricker (113 ff.) der Stühle, welche vormals am Hofe in Ansehen standen. Einen derselben hatten die Wohlgeborenen inne, welche man aber jetzt ganz vergessen hat (142). Wie edel ein Mann jetzt sein mag, er darf, wenn er arm ist, nimmer zu Hofe kommen (145). Der Arme muss ertragen, was man ihm auch nimmt und darf es dem Kaiser nicht klagen (98). Lug und Trug sind heute an der Tagesordnung (279). Es müsste Gott erbarmen, dass man mehr als einen ehrbaren Armen jetzt denjenigen achtet, welcher mit verfluchten Listen unreines Gut gewonnen hat und immer nach der Vermehrung desselben strebt (293). Wie grosse Zucht auch ein Mann besitzt, es hilft ihm weder bei den Herren noch bei den Frauen, wogegen einem zuchtlosen Manne alles gewährt wird, was er verlangt (351). Auch die Fabeln des Strickers scheinen häufig in ihrer Schlussmoral hauptsächlich gegen Verhältnisse des ritterlichen Lebens gerichtet, so dass maere von dem tursen[2]). Und wie die Katze, deren Uebermuth durch den Rath der Fee zu Schanden wird, muss sich auch ein Mann schämen, welchem man sein Recht und seinen Namen mit Schanden zeigt, wenn er mit Hochmuth lebt[3]). An die von Wernher verspottete Raufsucht erinnert der Stricker in der Erzählung vom Ritterzopfe, welche als Beispiel denen dienen soll, welche wegen jeder Kleinigkeit ihre Ehre verletzt glauben.[4])

Niemand aber ist geeigneter, zur Erklärung des Meier Helmbrecht zu dienen und in speciellen Punkten Vergleiche darzubieten als ein gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebender östreichischer Didaktiker, welcher

---

[1]) Wackernagel u. Rieger 67, 3.
[2]) Kurz, Litteraturgesch. I, 195b.
[3]) Wackernagel, Lesebuch 626, 5.
[4]) v. d. Hagen, Germania VIII, 314.

15 Bücher lehrhaften und satirischen Inhaltes schrieb, der sogenannte[1]) Seifried Helbling, nach seinen eigenen Aeusserungen zu schliessen, ein Ritter von echter Geburt, aber anscheinend schmahlen Einkünften[2]). Sein Vorbild ist Meister Konrad von Haslau, an dessen didaktisches Gedicht „der jüngeline[3])" er sich hauptsächlich anzulehnen scheint. In diesem werden nämlich Vorschriften für das Leben der jungen Adligen ertheilt, wie es sein solle und wie es vor Zeiten gewesen sei, während die Gegenwart nur ungeziemendes Benehmen, lasterhafte Gewohnheiten und sittliche Verkommenheit aufzuweisen habe. „An Zucht erkannte man immer die Edlen; Zuchtlosigkeit ist bauerische Schande; wo Bauer und Herr gleicher Tugenden sind, ist das Lämmlein bunt geworden." (6) „Welcher Edelknecht das Wirthshaus liebt und der Bösen Huld dort gewinnt, hat deswegen der Weisen Hass" (453). Der Schalk, welcher ohne Tugend und Ehre mit List und böser Schlauheit sich wichtig macht, verdrängt die Würdigen vom Hofe, während man einen ehrbaren Mann, welcher von alle dem nichts thut, häufig übersieht (866 ff). Ehemals, da ein Mann den anderen ehrte, war beider Lob gemehrt (995). Damals nahm auch dieser oder jener an dem Gute der reichen Herren theil, das haben aber die Argen jetzt umgekehrt: „Bosheit lehrt keine Milde" (885). Ein bedrängter, anständiger Mann findet keine Gewährung seiner Bitte mehr (900). Ein solcher liesse sich an einem Reichthum genügen, welcher für tausende

[1]) Dass Seifried Helbling nicht, wie v. Karajan in seiner Ausgabe (Haupts Zeitschr., IV) glaubte, der Name des Verfassers sei, wird von Martin (ebd., neue Folge I, 464) nachgewiesen. Wenigstens sind die von Karajan (zu Seifried Helbl. und Ottacker von Steiermark, zwei Vorträge, Wien 1870) wieder dagegen angeführten Bedenken wohl nicht stichhaltig. Jedenfalls ist Helbling als Verfassername nicht zu beweisen.

[2]) diu klâren condiment sint mir dicke tiure bî mînem kleinen viure (II, 12).

[3]) Haupts Zeitschr. VIII, 550 ff. Bei Seifried Helbl. erwähnt II, 443.

hinreichend wäre (1060). Wenn der Dichter selbst ein Herr wäre, würde er den getreuen, tugendhaften Leuten wohl wollen, die Zuchtlosen aber schlecht behandeln. Ein gewaltiger, reicher, edler Mann müsste erkennen, wer ehrenwerth und wer böse ist (203). Für seine Person wünscht der Dichter, dass Gott ihn vor schädlicher Armuth bewahren, aber auch des Reichthums, welcher auf die Strasse der Hölle weise, erlassen möge[1]). Man sieht, dass die materiellen Verhältnisse mit den Klagen über die Gebrechen der Zeit sich aufs engste berühren.

Von demselben Geiste, aber mit besonderer Rücksicht auf das Emporstreben der niederen Stände, zeigt sich nun auch Seifried Helblings Didaktik erfüllt. Seine missbilligenden Urtheile über das Hofleben kommen gleichfalls darauf hinaus, dass das Gut mehr gelte als edle Geburt und Tugend, dass Dienstmann, Ritter und Knechte einander belügen. Mit Wehmuth erinnert er sich gleich dem Dichter des Helmbrecht an die Tage der Vorfahren: „Ich höre die Alten sagen, dass bei ihren Lebzeiten das Land ganz voller Freuden war. Wenn im Mai Blumen und Gras emporwuchsen, gaben die Herren, die hochgemuthen Laien, Kleider und Schilder, dann begann vor den schönen Frauen Turniren, Tanzen, Buhurt, Tjostiren, ritterliches Schilderfassen u. s. w.“ Mehr aber als der Verfall der höfischen Sitte scheinen ihn der Hochmuth der niedrig Geborenen und das räuberische Wesen der Ritter mit Unwillen zu erfüllen. Die Art, wie er von den Bauern spricht, ist durch verschiedenartige Stimmungen beeinflusst, indem er einerseits keinem Stande seine Achtung versagt: „Ein frommer Mann in seiner Art, welcher seine Tugend und Ehre behält, soll uns allen lieb sein“ (VIII, 359). Ein reicher, würdiger Bauer aber gefällt ihm besser als einer, dem man das Schwert gesegnet hat; dieser ist als Ritter unwerth und würde in seiner Hausgenossenschaft mehr

[1]) ze rîch und zarm diu leschent beide sêre an sumelîchen liuten rehten muot (Walther v. d. Vogelw. 73, 4).

Ansehen haben. Wie reich auch ein Bauer sein mag, er sollte billiger Weise die Ritterschaft sich aus dem Sinne schlagen. Ebenso gönnt er dem einfachen Ritter nicht, dass er Dienstmann sei, diesem wiederum nicht die Grafenwürde; ein Graf soll nicht Fürstenhof haben, ein Fürst ohne Wahl und Weihe nicht Königskrone tragen (VIII, 337). Derartige allgemeine Betrachtungen hindern ihn aber nicht, mit Verachtung auf die Bauern zu blicken, insbesondere den ganzen Stand in herkömmlicher Weise des Neides zu beschuldigen, welcher so gross sei, dass einer dem anderen nicht einen Weg breit Ackers gönne (II, 293: VII, 765).

Die Sitten der Bauern geben ihm ebensoviel zu tadeln wie diejenigen der höheren Stände. Früher habe man den Bauern als Speise nur Kraut, Fleisch und Gerstenbrei erlaubt, gestattete ihnen jedoch nicht, Fische und Wildpret zu essen. (VIII, 882). Jetzt aber: ezzent si den herren mit, swaz man guotes vinden mac. Der alte Helmbrecht, als Vertreter der früheren bäuerischen Sitte, nennt die Speisen, welche sich für seinen Stand schicken und mit welchen man zufrieden sein müsse, wie Brei, Roggenbrot und ähnliches; wogegen der Sohn, damit nicht zufrieden, Geflügel und Weissbrod essen will (439 ff.), und für Lemberslints Fische hätte Gotelinde gerne das Kraut genommen, welches sie in ihres Vaters Hause zu essen gewohnt war (1604).

Ehemals durften nach Helbling die Bauern nur Knittel für die Hunde tragen, indem man ihnen weder das Schwert noch das lange Messer gönnte; jetzt aber: swaz ein rîter gerne treit, nâch swelchem land, nâch swelhem sit, daz treit der gebûre mit. (II, 62). Um ihren Hochmuth lächerlich zu machen, wünscht er, dass des Bauern Schild zu einem Streichbrette, sein Schwert zu einer Pflugreute, der seidene Beutel zu einem Säetuche, die Gürtelborte zu einem hänfenen Futterstricke werden möchte u. s. w. (VIII, 305). Des Bauern Tochter bliebe, statt vor Frauen zu nähen, besser zu Hause, um ihrer Mutter zu spinnen (208). Da der Bauer zum Pfluge

erkoren ist, ginge er billiger Weise ohne Sporen, in Hut und härenem Tuche, statt der Venediger Handschuhe müsste er Händlinge tragen (II, 66). Es ist eine ähnliche, nur weniger poetisch gehaltene Verspottung der bäuerischen Eitelkeit, wie sie in der Erzählung des hier an Neidhart sich haltenden Wernher zur Geltung kommt.

Besonders lässt sich Helbling auch angelegen sein, das rohe Fehdewesen des Adels zu tadeln und dabei die Lebensweise und die Manieren räuberischer, dem Bauernstande entsprossener Knappen zu schildern. Er giebt verschiedene Wege an, wie es den Bauern gelang, emporzukommen. Einer ist als Pächter[1]) eines Herren reich geworden und trachtet nun, bei Hofe werth zu sein. Der Herr, welchem er mit gutem Rathe zur Hand geht, hat manchen Vortheil von ihm, so dass er ihn wohl hält und seine Kinder zu Hofe bittet. Der Sohn des Bauern, welcher die Tochter eines armen Ritters geheiratet hat, wird nach dem Tode des Vaters durch das ererbte Gut nur noch übermüthiger, geht zum Herrn und bittet, ihn zum Ritter zu machen, mit der Zusicherung, die damit verbundenen Kosten selbst tragen zu wollen. Der Herr nimmt ihn mit Freuden an und verspricht, das Hofrecht, welches er von ihm gehabt habe, so lange er Knecht gewesen sei, in Lehnrecht zu verwandeln. Und der bis dahin Engelmâr hiess, ist jetzt Herr Eberrûsch geworden.[2]) (VIII, 191 f). — An einer anderen Stelle aber (ebd. 861 ff.) heisst es: „Die Bauern machen es auf folgende Weise. Jeder will sich besser herren als er von Gott geherrt ist, worüber der Teufel seinen Spott hat. Er scheut nicht grosse Ausgaben[3]), bis er des Gutes ledig ist und ein Knappe wird. Seine Armuth verhehlt er damit, dass er Tag und Nacht mit Mord stiehlt.“ Dies ist die Sorte von Knappen, zu welcher offenbar auch Helmbrecht gehört. Wie der Vater ihm in Aussicht stellt,

[1]) amman, ambtbauer = Verwalter eines Bauernhofes, Pächter (Müller u. Zarncke II, 35a).

[2]) So vielleicht der Sinn der Worte 284 u. 285.

[3]) 865, grôz wîsôt er niht verbirt?

wird er bei Hofe aller Gnaden entbehren und Hunger leiden (284); ein Bauer, meint er später, sei besser daran als ein armer Hofmann, der niemals Hufengeld gewann und zu jeder Zeit auf seine Nahrung bedacht sein muss, unter fortwährender Sorge, dass seine Feinde ihn einfangen, verstümmeln und erhengen (1106). Auch scheint aus mehreren Stellen des Gedichtes hervorzugehen, dass durch die Eitelkeit der Frauen und des Sohnes mehr Ausgaben verursacht wurden als eigentlich der Bauernhof vertragen kann. Es wird angemerkt, wieviel die für Helmbrecht angeschaffte Ausrüstung gekostet hatte, namentlich der Hengst, welcher 4 gute Kühe, 20 Ochsen, 3 Maass Korn und 40 Lagen Tuch werth war. „O weh, verlorenes Gut," ruft dabei der Dichter aus (398). Später bereut der Alte, damals so vieles unnütz ausgegeben zu haben: „Mich reut mein Tuch und mein Korn; seitdem ist mir das Brod so theuer" (1755). Dem entspricht es auch, wenn Helmbrecht die Armuth in seines Vaters Hause nicht zu ertragen vermag (375), und wenn Gotelinde der Armuth frei zu werden hofft, sobald sie Lemberslint heirathet (1404). Ueberhaupt aber erscheinen Eitelkeit und Genusssucht[1]) als Triebfedern für Helmbrechts Wunsch, Ritter zu werden, keineswegs aber der Reichthum des Bauern, dessen Lage wohl auskömmlich genug wäre, wenn Helmbrecht in seinem Stande wie der Vater leben wollte, für dessen höhere Bestrebungen aber und für den Unterhalt seines Hoflebens nicht ausreicht oder doch jedenfalls nicht weiter behülflich sein soll. Wir werden daher mit um so mehr Recht den von Helbling geschilderten, auf Diebstahl und Raub angewiesenen Knappen Helmbrecht und seine Genossen zur Seite stellen können.

Von dem Burgherren, zu welchem Helmbrecht geritten kam, erfahren wir nur, dass er fehdelustig war und gerne die behielt, welche mit den Feinden zu streiten

---

[1]) des armen hôhvart, diu daz birt, daz er dâvon zespotte wirt (Stricker 42,3).

sich getrauten. Nach Helbling waren es oft grade die reichen Ministerialen, welche das Raubwesen begünstigten und mächtige Herren, deren Knechte umsonst dienten und anderweitig sich schadlos halten mussten[1]). Dem einzigen, welcher im Stande wäre, dem Unwesen zu steuern, dem Fürsten, rathen die Herren, von welchen selbst der meiste Schade geschicht, nicht zum Guten (I, 581). Solchen waren, da sie sich und ihre Diener mit dem Gute anderer bereicherten, Bauernsöhne natürlich lieber als Ritter und Knappen von edler Herkunft[2]). Helbling flucht den Herren, welche sich mit Strassenräubern umgeben und die armen Leute schreien machen (II, 160). Einige von ihnen treiben es so arg, dass, wo sie gehaust haben, ein Jahr lang weder Gans noch Huhn bei den Bauern wahrzunehmen sind (I, 576). Mancher Herr hat solche Gesinnung, dass er, ohne Fehde anzusagen, sich auf eines benachbarten Herren Gut legt. Ordentliche Leute sind nicht drei unter alle dem Gesindel, mit welchem er über ein Dorf herfällt. Der Wirth muss Schränke und Gemächer aufschliessen und den Räuber selbst umherführen, während er im Stillen seine ungebetenen Hausgenossen verwünscht, die sich nun so knappenmässig benehmen: „den einen sah ich zu Acker gehen, den anderen Rüben graben; solche Leute muss ich

[1]) gewaltege herren lônent niht ân mit der guot den schade geschiht . des tragent si ir diener hin (II, 107). — daz si sô mangen bindent in ze dienst umb ungetât, des wirt ir sêle müelîch rât (ebd. 116). — Meister Rûmzlant: daz diebe, rouber, morder sint, verraeter, trieger, valscher wuocheraere, sô vil der ungetriuwen kint, daz ist der herren schult, die sie beschirmen; daz sint boesiu maere, swer tûsent mark roubet unde mordet unde stilt, daz er mit zwelben büezen mac dem rihter, daz er sîniu werk verhilt. (HMS III, 64b). Ueber die Bestechlichkeit der Richter vergl. auch Helbling II, 144, Stricker, Hahn 59, 201 u. Meier Helmbrecht 1673.

[2]) ich weiz der dienstman wol drî, swâ ez in disem lande sî, den gebûren lieber sint dan rîter unde rîters kint (VIII, 911). — swâ nû rîter rîters kint? ir sît ze hove niht erkorn (XV, 375).

in dieser Nacht zu Herren haben". Die Schandthaten, welche von ihnen verübt werden, sehen denjenigen sehr ähnlich, welche Helmbrecht und seinen Genossen zugeschrieben werden und bei welchen der erstere sich so sehr auszeichnete, dass bei der Beutevertheilung ihm stets der beste Antheil zufiel (688). Nachdem alles Vieh und Geflügel, Haus- und Küchengeräthe fortgenommen ist, wird des Wirthes Betttuch als Sack verwandt, um alle kleinen Sachen hineinzupacken. Und als ihm nichts mehr übrig geblieben ist, wie Helmbrecht dem Manne nicht Löffels Werth lässt und alles in seinen Sack steckt, wird durch die Drohung, dass Weib und Kinder lebendig verbrannt werden sollen, dem Wirthe das Versprechen abgepresst, ein hohes Lösegeld zu bezahlen. Schliesslich sagt auch hier der Ritter zu seinen Knappen: „Was dem Manne gefällt, das theilet gütlich unter einander" (I. 586 ff.). Wenn auch nicht alle gewaltigen Herren so roh und unmittelbar verfahren haben werden, so ist doch sicher, dass die Unterdrückung der Schwächeren durch die Mächtigen häufig in gemeine Wegelagerei ausartete und dass bei diesem Unterdrückungswerke ihnen die Leute niederen Standes behülflich waren. Viele von den letzteren mochten daher — wenn dies auch nicht allgemein zutreffend gewesen sein wird — wie Helmbrecht mehr Dieben und Räubern als Knappen ähnlich sein.[1]) Was sie im Dienste ihres Herren lernten, übten sie auch wohl auf eigene Rechnung bei ihres Gleichen, den Bauern aus,[2]) deren Rache gelegentlich auch nicht ausgeblieben sein wird.

[1]) Reinmar v. Zweter (HMS II, 202b). ê daz die knappen wider als ê ze knehten werden, sô wirt ir wol tûsent oder mê bestumbelt und erhangen; daz gît man knappen umb ir knappeschaft. Ich meine der edeln knehte niht, ich meine die man steln (unt) rouben unde brennen siht : suln die daran erwinden, daz muoz geschehen von starker galgen kraft . swelch herre sich betrâgen wil des rehten, der mac sich leider kûme nû beknehten.

[2]) Vergl. auch Meister Rûmzlant: si heten leides al ze vil, die armen lantgebûre — diu kranke diet von swacher art die

Es ist wohl glaublich, dass in der Lebensweise dieser Leute eine sonderbare Vermischung ritterlicher Ehre mit rohem, noch ungeordneten Söldnerwesen zum Ausdrucke kam, seitdem einmal die Grundlagen der mittelalterlichen Kriegsverfassung zu schwinden begannen, während doch die alten Formen des Ritterwesens noch bestehen blieben.

Der Knappe, in dessen Reden Helbling viele seiner Satiren einkleidet, hat in einem Wirthshause mehrere jener Gesellen verkehren sehen. Der eine von ihnen, welcher zugleich als der Anführer der anderen erscheint, lässt einen Hengst in den Stall der Wirthin treiben, um dafür sich und seinen Genossen Wein einzuhandeln (I, 372); ein zweiter will der Wirthin einen Ochsenschenkel geben für einen Gänsefuss, um seinen Hunger zu stillen (429). Vor solchen Dingen warnt der alte Helmbrecht seinen Sohn, indem er ihm räth, lieber Wasser zu trinken als mit Raube Wein zu kaufen, lieber mit den gewohnten Speisen fürlieb zu nehmen als um ein Huhn ein geraubtes Rind zu geben oder um eine Gans ein geraubtes Pferd (443).[1]) Wenn ferner Helmbrecht das Wassertrinken den Bauern überlässt (471), sich selbst aber (1118) nach seinen Genossen zurücksehnt, da er in mehr als einer Woche keinen Wein getrunken habe und darum seinen Gürtel um 3 Löcher weiter schnallen müsse, so erinnert diese Gier an die noch rohere Weise, wie jener prahlerische Knappe seinem Verlangen Ausdruck verleiht, welcher, von oben bis unten in Eisen gerüstet, vor der Wirthin steht, indem er die Hand an den Griff des Schwertes legt, so dass dasselbe hinten

---

Kristenheit nû neisen, gebûres kint. diene lâzen nihtes niht den armen, witewen unde weisen; die rouber sint, si loufen sumelîche von ir meister pfluoge : den armen liuten nieman tuot sô grôze unfuoge (HMS III, 57a).

[1]) Vergl. auch Meister Rûmzlant: swer nû kan tac und naht hûs und strâzen rouben, der wirt in der herberge wol enpfangen. Swenne er maniger hande wâre in sînem sakke bringet, sô wirt im gelt. dâ von im sîn gêre unde ouch sin biutel dicke erklinget (HMS III, 57a).

emporsteht: „Frau, tragt Wein unter die Leute, lasst Wasser die Schweine trinken; der Wein muss in mich sinken, wie in die dürre Erde, so dass ich allenthalben voll werde“ (I, 345).

Die allegorischen Namen, welche Helbling den Knappen giebt, haben ähnlichen Sinn wie diejenigen bei Wernher dem Gartenäre, welchen sie zum Theil sogar dem Wortlaute nach gleich sind. So kommt bei beiden (1221 und I, 372) Wolwesdarm, bei Wernher Müschenkelch (1191), bei Helbling Müschenrigel vor (XIII, 163). Bei letzterem finden wir Lemberslint (1185), Hellesac, Rütelschrin (1189), Wolwesguome (1195), Slintezgeu, Küefráz und Slickenwider, bei ersterem Kunzel Unkrût, Brichenvrid Gebürenház, Îlinsgrap, Stentbîderfleschen, Achtdersél, Endânriu, Strütensac (XIII, 140). Wernhers Wolwesdrüzzel, welcher alle Schlösser ohne Schlüssel aufthut (1203), ist eine ähnliche Gestalt wie die, welche bei Nacht und Nebel über Feld reitet, mit Diebsgeräth und Werkzeugen zum Oeffnen der Schlösser versehen (Helbling I, 181). Helblings Knappen sind ihres Raubes froh, weil der Herzog doch nicht richtet und scheuen sich ebenso wenig vor einer höheren Gewalt wie sie bei Wernher den Schergen fürchten; und Helmbrecht selbst vermisst sich, den Kaiser und Herzog einzufangen (411).

Mit diesem Unwesen der Raubritter werden im Meier Helmbrecht die verschrobenen Ehrbegriffe in Verbindung gebracht, welche jetzt eine so lächerliche Wichtigkeit erlangt haben und von dem jungen Helmbrecht während seines Hoflebens gelernt worden sind. Jene Knappen glauben ungehindert die grössten Schandthaten begehen zu dürfen, während sie andererseits wegen Kleinigkeiten ihre Ehre für beleidigt und der Rache bedürftig erachten, zumal dieselben als Vorwand für ihre Räubereien gelten müssen. Helmbrecht will lieber todt sein als den Mann nicht rächen, welcher neulich zu den Karpfen Brod gegessen hat (1141). Einem anderen will er nicht nachlassen, dass er gegen die Sitte bei Tische seinen Gürtel niederliess. Und obgleich er kurz vorher versichert hat, Minne und Frauendienst

würden bei Hofe jetzt für Narrheit gehalten, würde er sich doch nie der Frauen würdig erachten, niemals sein Schwert mit Ehren wieder um den Leib gürten, ohne gegen denjenigen aufgetreten zu sein, welcher neulich den Schaum vom Biere blies.[1]) Sie alle müssen für ihre Vergehen mit Leben und Eigenthum einstehen.

Auch Seifried Helbling kommt mehrfach auf dieses Thema zu sprechen. Knappen, Ritter und Dienstmannen sind ganz und gar in Eisen gerüstet. Ein derartiger Mann lacht selten; „ich vergleiche ihn der Henne, welche, wenn sie in der Sonne geht, von ihrer Haube den Schatten sich sträuben sieht; aus Zorn darüber schüttelt sie ihr Gefieder, und der Schatten schwillt dann ebenfalls an.“ „Zu wem soll ich noch Zuflucht nehmen,“ lässt darauf der Dichter die als redend eingeführte Zucht sprechen, „wenn jemand einem um ein Ei droht?“ (II, 1215 ff). — „Es sind bei meinen Tagen mehr als drei erschlagen worden, welche ihre Genossen mit „Du“ anredeten“ (VIII, 435)[2]). „Der Mann mag arm oder reich sein; wenn er Kettenhandschuhe trägt, hat er meines Dutzens guten Rath; denn er gebärdet sich so, dass er mit einem um ein Wort fechten würde“ (ebd. 445).[3])

Einen anderen Gegenstand der Satire Helblings betrifft das Eindringen fremder Sitten in Oestreich. Von einem nach ausländischer Mode gekleideten Manne heisst es: „In Thüringen und Sachsen hat er doch keine Geltung; die Kornsaat hat ihm in Meissen gefehlt, weil er nie dorthin

[1]) Ueber das Niederlassen des Gürtels als Verstoss gegen die höfische Sitte s. Keinz S. 76, Anm. zu 1152, wo aus Tanhûsers hofzuht auch noch hätte erwähnt werden können: etlîcher blâset in den tranc, — der unreht solte man enbern (Haupts Ztsch. VI, 85).

[2]) Von Schröder irrthümlich auf die Bauern bezogen (Gosche. I, 79).

[3]) dô man turnierens pflac durh ritters lêre — dô hete man ümbe eine dekke ungerne erwürget guoten man : swer daz nû tuot, unt daz wol kan, der dunket sich ze velde gar ein rekke (Reinmar v. Zweter, HMS II, 196a).

kam. Nun nehmt an einem solchen Manne wahr, welcher Teufel ihn darum bittet, dass er sich nach fremder Landsitte so brüstet? Wie er damit prahlt, dass er nicht anders reden kann als: wat wolt gi, sâlic kumpân?" (I, 280 ff) „Mit der echten Landsitte, wie sie früher war, ist in Oestreich mancher Mann ausgekommen" (VIII, 733). „Wer statt eines Oestreichers gerne ein Baier oder ein Sachse wäre, dem wünsche ich, dass ihm ein Höcker oder ein grosser Kropf wachse" (I, 510). „An Haar, Gewand und Gebärde wäre jeder gerne aus der Stadt Eselsheim" (II, 1469). „Kurzes Haar nach der Sachsen Sitte haben wir auch hier getragen. Der Böhmen Sitte ist uns nicht erspart geblieben, so dass wir unsere Freunde des Morgens „tobroytra" grüssen müssen (XIV, 18). Die Sachsen, Baiern und Rheinfranken behalten alle ihre Sitte und thun wohl daran (VIII, 765). Helbling wünscht nun, dass, wer in Oestreich nach böhmischer Sitte sein Gewand trägt, auf die Frage eines braven Mannes nicht anders reden könnte als: nie rosmie pan, — und wenn einer nach der Sachsen Sitte sich so sehr richtete, dass er nicht mehr östreichisch reden könnte, so müsste er nur sprechen: wit, wat, waet[1]) (787 ff.).

Vergleichen wir mit diesen satirischen Bemerkungen die Scene, wo Helmbrecht aus der Fremde zurückkehrt, so hat es den Anschein, als ob Wernher der Gartenäre sich ebenfalls angelegen sein liesse, die heimische Sitte gegen den Einfluss der Fremde durch seine Satire zu vertheidigen. Wenn der junge Helmbrecht nichts als „tobroytra," fremdländische und sächsische Worte sprechen kann, obwohl er vermuthlich nie sehr weit von seinem heimathlichen Dorfe entfernt gewesen ist, und wenn dann der Alte ihn für einen Böhmen oder Wenden zu halten vorgiebt und ihm die Aufnahme verweigert, so legt der Dichter darin eine ähnliche Verspottung an den Tag, wie Helbling in seinem Wunsche.

[1]) Vergl. Neidhart 82,2: mit sîner rede er vlaemet — (auf das höfische Wesen der Bauern bezogen).

Die vielfachen Berührungspunkte in Wernhers und Helblings Schilderungen lassen sich durch Bekanntschaft des einen mit dem anderen nicht erklären. Denn mag auch dem vermuthlich später lebenden Helbling das Gedicht von Meier Helmbrecht bekannt gewesen sein und bei seinen übrigens meist weit eingehenderen Schilderungen vorgeschwebt haben, so scheinen doch, von der inhaltlichen Verwandtschaft abgesehen, keinerlei auffallende Anklänge des einen an den anderen vorhanden zu sein.[1]) Wohl aber lässt sich vermuthen, dass die trotz der Zeitdifferenz so ähnlich geschilderten Culturverhältnisse in sehr naher localer Beziehung zu denken sind. Wie aber dem sein möge, im Meier Helmbrecht ist wie bei den erwähnten Didaktikern der Unwille über die socialen Uebelstände der Zeit stark ausgeprägt und dasselbe Thema in zusammenhängenderer Weise bearbeitet, welches den Spruchdichtern jener Zeit, wie Walther von der Vogelweide, dem Bruder Wernher und einer grossen Zahl anderer so vielen Stoff an die Hand gab. Diese Klagen sind freilich durch die persönlichen Verhältnisse der Dichter oft stark beeinflusst[2]) und mögen häufig auch von solchen nachgesprochen sein, welche dem eigentlichen Sinne derselben und der sie ursprünglich veranlassenden Stimmung ferner standen. Doch lässt sich nicht in Abrede stellen, dass wirklich in der Lebensweise der Adligen eine gegen frühere Zeiten stark abstechende Verdorbenheit um sich gegriffen hatte, wie dies durch übereinstimmende Zeugnisse über thatsächlich vorhandene Corruption, wie Trunksucht, Feigheit im Kampfe, Zerrüttung der Ehe und des Familienlebens, leidenschaftlichen

---

[1]) Etwa die Redensart: sam daz in der sunne vert (Helmbr. 1837), ähnlich bei Helbl. XV, 247 und irgendwo beim Stricker. die alten turnei sint verslagen und sint die niuwen vürgetragen (Helmbr 1023) und ähnlich Stricker 65,383. — dô liebtens sich den frouwen mite, Helmbr. 926 u. Ulr. v. Lichtenst. 92, 4. u. a. m.

[2]) ich bin ze lange arm gewesen ân mînen danc, ich was sô vol schéltens, daz mîn âten stanc (Walther, Pfeiffer 150,9).

Betrieb des Spieles[1]), unnatürliche Laster[2]), vollständige Blasirtheit[3]) u. s. w. hinreichend bewiesen wird. Aber gleichwie von Helbling wird von Wernher dem Gartenäre nicht bloss der Verfall der höfischen Sitte beklagt, sondern das ganze Treiben der Gegenwart damit in Verbindung gebracht und der dem alten Ritterthum feindliche Bund der Mächtigen mit den Niedrigen sowie die daraus folgende Vermischung der Stände nicht mit Unrecht als Ursache der socialen Erscheinungen empfunden.

Ist demnach der Geist der Missstimmung und Satire im Helmbrecht durch die gleichen Anschauungen bedingt, wie sie, in Folge der veränderten socialen Verhältnisse, in der höfischen Poesie damals ziemlich allgemein verbreitet waren, so weisen uns andere didaktische Elemente des Gedichtes auf einen bestimmteren litterarhistorischen Zusammenhang. Es ist dasselbe Werk, welches bis in die späteren Zeiten hinein seinen Einfluss bemerkbar gemacht hat und wohl als eigentlicher Ausgangspunkt der höfischen Didaktik betrachtet werden kann, an das wir Wernher den Gartenäre sich besonders eng anschliessen sehen.

In Freidanks Bescheidenheit begegnen viele Aussprüche, welche ebenfalls nur aus Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen hervorgegangen sein können. Der Verfasser zieht alle drei Stände, Pfaffen, Ritter und Bauern in den Bereich seiner Betrachtung, zeigt sich wenig durch Standesvorurtheile beeinflusst und nimmt vieles auf, was als Weisheit des Volkes in sprichwörtlichen Redensarten und geläufigen Wendungen in aller Leute Munde leben mochte. Doch ist wohl kaum zu verkennen, wie

[1]) Namentlich von Konrad v. Haslau (295—452) ausführlich, zum Theil in fast moderner Weise geschildert.

[2]) Nach Ulr. v. Lichtenst., Frauenb. 614,30, Stricker (67,417) und Helbling (II, 1011). Diese Stellen bilden eine Ergänzung zu den von Dümmler (Steinmeyers Ztsch. XXII, 256) gesammelten lateinischen Zeugnissen.

[3]) Stricker (Hahn 60, 231): ich klage der herren siechheit etc.

bei aller Freiheit der Anschauung ein starkes Interesse für den Stand der Herren zum Ausdrucke kommt.

Der Reichthum der Herren ist ihm die Ursache des sittlichen Verfalles (43,17 u. 56,11)[1]. Er bedauert die Kargheit der Reichen, welche sich der edlen Armen erbarmen sollten (40,15). „Man ehrt nun an manchem das Gut, der niemals Tugend noch Ehre gewann, und man ehrt leider auch ohne Recht einen reichen Knecht mehr als einen armen Herren" (56,25). Es ist demnach die „milde" im eigentlichen Sinn, die reelle Grundlage des früheren Ritterthums, deren Schwinden von dem Dichter bedauert wird.

„Die Hochfahrt zwingt den kurzen Mann, dass er auf den Zehen gehen muss; sie hat manche Kunst, schlüpft in arme Kleidung und wohnt darin ohne göttliche Minne" (29,22). „Den Bauern schadet es, wenn sie reich sind, der Vogt wird ihnen dann zu vertraulich. Ein Bauer hat genug Ehre, wenn er in seinem Dorfe vorangeht; niemand schert so eifrig wie ein Bauer, wenn er Herr wird; denn auf das Scheren versteht er sich, weil man ihm es früher auch nicht anders gemacht hat" (122,14). „Welcher Herr die Armen niederdrückt und die Bösen vorzieht, dessen Ehre begehre ich nicht" (77,8). „Wer Brand, Raub, Mord und Hurerei begeht, ist jetzt angesehen" (32,9). „Wo die Richter Nachsicht mit den Dieben haben, wie das häufig geschieht, da kann der Dieb wohl genesen" (48,5). Lügen und Trügen sind ein Amt, dessen wenige Herren sich schämen (166,27); Lügen und Trügen sind so gross, dass sie manchen Ungenossen erhöhen (167,18). Werden niedrige Leute reich, so ist nichts so unerträglich (41,8); man hört nun manches loben, was man ehemals für ein Toben hielt (56,23); Verspottung der alten Minne (75,10), Ränkesucht und Geschmeidigkeit bei Hofe (73,12; 49,23), Furcht statt Ehre und Würdigkeit (93,2) sind nun an der Tagesordnung. Kurz, es waltet hier bereits derselbe Ton vor, welcher, weiter ausgebildet und in noch maassloserer Weise durchgeführt, die ganze spätere Didaktik beherrscht. Man erkennt auch

[1]) Vrîdankes Bescheidenheit von W. Grimm.

leicht denselben Causalzusammenhang zwischen den einzelnen Klagen, welcher bei Seifried Helbling und im Meier Helmbrecht auffällt.

Die Wahrnehmung, dass Hochmuth der Niedrigen und Habsucht der Hohen die göttlich verehrte Ständegliederung erschüttert und den Verfall der Sitten mit sich gebracht haben, musste moralische Betrachtungen allgemeiner Art nahe legen, welche allen Ständen gerecht zu werden suchen, sofern nur der Mensch nicht über die von Gott gesteckten Grenzen hinausstrebt. So finden wir bei Freidank viele Aeusserungen, welche, wenn auch immer von höfischem Standpunkte aus, den Werth des Mannes nach rein menschlichen Erwägungen schätzen: „Niemand ist edel ohne Tugend“ (53,18). „Wer Tugenden hat, ist wohlgeboren: ohne Tugend aber ist der Adel verloren. Der Mann mag eigen oder frei sein; wer von Geburt nicht edel ist, soll sich mit tugendhaften Dingen edel machen“ (54,6). „Es ist Missethat, wenn sich der Mann dessen schämt, wovon er seine Ehre hat“ (53,9). „Wer gut in seinem Maasse leben kann, ist ein glücklicher Mann: dabei lebt mancher mit Spott, welcher hoch über sein Maass hinausstrebt.“ (114,11). „In jeder Kleidung sind reines Herz und reine Gesinnung gut“ (112,21). „Wenn jeder nach seiner Gesinnung Gut besässe, würde mancher Herr Knecht sein, mancher Knecht Herren Recht gewinnen“ (76,19).

Diese, für alle Stände passende weltliche Tugendlehre, schon vor Freidank nicht ohne Beispiel bei den Dichtern, lehnt sich freilich vielfach an biblische Reminiscenzen und Sprichwörter des Volkes an. Ihre Hervorhebung aber in der Poesie und ihre Anwendung auf das sociale Leben der Gegenwart gehören einer jüngeren Zeit an. Namentlich bei den Spruchdichtern finden wir häufiger ähnliche Betrachtungen, während sie bei den oben besprochenen Didaktikern vermisst werden und selbst bei Seifried Helbling, welcher einen Bernhard Frîdanc citirt, nur wenig hervortreten. Es leuchtet aber ein, dass der Meier Helmbrecht, dessen ganzer Inhalt ja ein warnendes Beispiel für diejenigen sein soll, welche über

ihren Stand sich erheben wollen, in denselben Zusammenhang gehört und mit jener Freidankischen Weisheit grosse Uebereinstimmung verräth. Das zeigen die Ansichten über die Würde des Mannes und den wahren Werth des Adels, in welchen sich die Reden des alten Helmbrecht bewegen. Derselbe legt (489 ff.) dar, dass ein Mann von schlechter Geburt der Welt doch besser behagen könne als ein anderer von königlicher Abstammung, ein Thema, welches ähnlich wie in einer Strophe Reinmars von Zweter[1]) und in veränderter Form noch einmal (516 ff.) weitläufig ausgeführt wird. Dazu passt auch die Würdigung, welche in der Erzählung der Bauernstand findet und das Lob, welches dem Ackerbau gezollt wird, alles natürlich nur unter dem Vorbehalte, dass der Bauer nicht über seinen Stand hinausstrebt, während für gegentheilige Bestrebungen der Dichter nur Tadel und Satire in Vorrath hat. Die Betrachtungen über Erziehung (331 ff.) und über Zucht, die Krone alles Adels (506), welche der Alte unter seine Ermahnungen mischt und welche auch am Schlusse (1913 ff.) wiederkehren, sind ebenfalls bei Freidank vertreten.

Dass Wernher wirklich, wenn nicht Freidanks Bescheidenheit selbst, so doch einem derselben nahestehenden Werke sich angeschlossen habe, kann, auch abgesehen von der Freidankischen Redeweise des Bauern, wohl nicht bezweifelt werden. Er citirt (1567) die Worte eines anderen: wan ez saget ein man wîse: „ieglîch mensche sîner spîse unmâzen sêre gâhet, sô im sîn ende nâhet"; womit zu vergleichen Freidank 85,27: „manec tôre sêre gâhet, sô im sîn schade nâhet." — An V. 1676, wo Wernher von dem Wolfe spricht, welchen der Richter um Gut freilassen würde, erinnert 147,19: hete der wolf pfenninge, er vünde guot gedinge, man lieze wolve und diebe leben, möhtenz guot mit vollen geben. — Swaz geschehen sol, daz geschiht,[2]) heisst es bei Wernher 1683 und bei Freidank 26,13; der

[1]) HMS II, 191 (81).

[2]) In dieser Form nur noch bei Reinmar dem Alten (Grimm, Freid. S. XCIII).

tugent noch êre nie gewan, in ähnlichem Zusammenhange bei jenen 494, bei diesem 56,26. Da ferner die Ausdrucksweise häufig Verwandschaft zeigt[1]), so wird neben Neidhart hauptsächlich Freidank oder ein Dichter nach Art desselben als Vorbild Wernhers zu nennen sein; denn eine solche Uebereinstimmung in Gedanken und Wendungen kann allein aus der Gemeinsamkeit mancher Anschauungen im Volke oder aus dem geistigen Verkehr, in welchem überhaupt die Dichter mit einander standen, wohl kaum hinreichend erklärt werden.

Von der unabhängigen Gesinnung jener mittelalterlichen Bauern, sofern dieselbe in den Reden des alten Helmbrecht hervortreten soll, wird freilich nicht vieles übrig bleiben. Selbstbewusstsein und Stolz der damaligen Bauern zeigen sich nur in der vom Dichter einseitig beleuchteten und verspotteten Gleichstellung mit den höheren Ständen, und wir lernen in dieser Beziehung nicht viel mehr als wir bereits aus Neidhart wissen. Die Aussprüche des Alten aber, auf welche Keinz Gewicht legt, können nicht in Betracht kommen, da sie, wie auch anderswo, im Winsbeke, bei Ulrich von Lichtenstein, Seifried Helbling wirklich geschieht, weit richtiger einem alten Ritter, einer edlen Frau oder einem Knappen in den Mund gelegt werden. Wernher der Gartenäre war auch nicht blosser Berichterstatter einer einzelnen Begebenheit, noch objectiver Beobachter der Zustände seiner Zeit.

Seine Erzählung ist das Abbild einer socialen Bewegung, welches von dem frei schaffenden Dichter gar nicht anders

[1]) Wernher 518: dû wiltz beste lân untz boeste tuon.
Freidank 110,24: daz beste tuon, daz boeste lân.
W. 1669: dâ wart vürsprechen niht gegeben.
F. 179,22: vürsprechen hânt dâ kleinen strît.
W. 1019: âht und ban daz ist ein spot.
F. 46,15: aehte und ban sint tôren spot.
W. 289: wan vil selten im gelinget, der wider sînen orden ringet.
F. 75, 22: ich sihe aller hande leben wider sînen orden streben.

als tendenziös gezeichnet werden konnte, indem er unwillkürlich seine eigenen Empfindungen und Anschauungen hineintrug, welche keine andere waren als die wir bei Neidhart, Freidank und anderen kennen gelernt haben.

Der nahe Zusammenhang mit der Dorfpoesie und der höfischen Didaktik erklärt auch die eigenthümliche, isolirte Stellung, welche das Gedicht in der erzählenden Poesie einnimmt. Denn wir besitzen keine zweite poetische Erzählung aus dem Mittelalter, welche dieselbe Verwandtschaft mit jenen beiden Dichtungsgattungen aufzuweisen hätte, weil kein anderes Werk dieser Art das Leben des Volkes und die Zustände der Zeit zum unmittelbaren Gegenstande der Darstellung nahm, wie dies im Meier Helmbrecht geschieht. Im Gegensatze zu dem weitschweifigen, abenteuerlichen Wesen der grossen Epen, wie zu dem in den kleineren Erzählungen vorwaltenden legenden- und anecdotenhaften oder carricaturartigen Ton trägt das Gedicht Wernhers des Gartenäres einen künstlerischen, in vieler Beziehung modernen Character. Wir finden hier lebendige, anschauliche Darstellung, dramatische Composition, in schärferen Umrissen hervortretende Charactere, kunstreiche Motivirungen, alles Vorzüge, welche trotz ihrer sonstigen Vollendung der mittelalterlichen Poesie mehr oder weniger abzugehen pflegen. Sie sind vielleicht gross genug, um die Erzählung vom Meier Helmbrecht trotz ihrer Kürze und ihres Mangels an idealer Hoheit den grösseren, berühmten Dichtungen des Mittelalters ebenbürtig zur Seite zu stellen, mag sie auch abseits liegen von der breiten, viel betretenen Heerstrasse.

III.

Ueber Zeit der Abfassung, Person des Dichters und Heimat des Meier Helmbrecht.

Für eine genauere Feststellung der Abfassungszeit, der Persönlichkeit des Dichters sowie der Heimat der Erzählung sind, wie dies häufig der Fall, die wenigen An-

haltspunkte von so zufälliger und dürftiger Natur, dass wohl Combinationen mancherlei Art ein weiter Spielraum geboten wird, kritisch haltbare Resultate aber aus einzelnen, zusammenhangslosen und widersprechenden Daten sich schwer gewinnen lassen.

Für die Bestimmung der Abfassungszeit können nur zwei Zeugnisse mit Sicherheit verwandt werden, nämlich Wernhers eigne Aeusserung: hêr Nithart unde solte er leben (217) und eine Stelle in Ottokars Reimchronik[1]): Helmbrehtes vater lêr wil ich gerne volgen und der kneppscheit sîn erbolgen. Der Dichter Neidhart starb nach v. d. Hagen[2]) um 1234, nach Bartsch[3]) nicht vor 1236. Ottokars Reimchronik wurde nach Lorenz[4]) in ihrem ersten Theile noch während der Regierungszeit König Rudolfs geschrieben, so dass sich für die Entstehungszeit unseres Gedichtes etwa 1234 und 1291 als äusserste Termine ergeben würden. Dieser weite Zeitraum würde freilich bedeutend eingeengt werden, wenn wir aus dem Umstande, dass Helmbrecht vom Kaiser redet (411), schliessen dürften, dies habe nur vor 1250 geschrieben werden können, weil die Könige nach Friedrich II. auf längere Zeit der Kaiserwürde entbehrten. Doch sind derartige Unterscheidungen wohl mehr in Urkunden als in freien Dichtungen angebracht. Noch unzulässiger wäre es, wegen des Inhaltes eine Zeit besonders ungeordneter Zustände, etwa das Interregnum, anzunehmen, weil jene socialen Erscheinungen nicht an bestimmte Perioden gebunden sind und aus dem ganzen dreizehnten Jahrhundert sich für das Vorhandensein derartiger Verhältnisse Zeugnisse beibringen lassen. Wir können daher einstweilen nur sagen, dass die nahe Beziehung zu Neidhart, die Verwandschaft mit Freidanks Bescheidenheit und die im Ganzen noch unverdorbene,

[1]) Petz II, 239b.
[2]) Minnes. IV, 438.
[3]) Liederdichter XXXIX.
[4]) Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I, 205.

höfische Sprache innerhalb jener Grenzen für die Abfassung des Gedichtes eine ziemlich frühe Zeit vermuthen lassen.

Gewissere Resultate lassen sich für den Stand des Dichters gewinnen, obgleich über die Persönlichkeit desselben die Meinungen sehr weit auseinander gehen. Keinz[1]) vertritt die Ansicht, derselbe sei ein Klostergärtner in Ranshofen gewesen. C. Schröder[2]) hat dagegen versucht, die Identität des Dichters mit dem bekannten Bruder Wernher nachzuweisen. Obgleich stark bestritten, scheint diese letztere Meinung eine Widerlegung bisher nicht erfahren zu haben. Denn Keinz[3]) hält für zwecklos, auf die von seinem Gegner beigebrachten Vergleichungspunkte einzugehen. Was aber R. Schröder[4]) gegen die von C. Schröder behauptete Identität vorbringt, kann nur auf flüchtiger Lectüre beruhen. Es ist nicht einzusehen, weshalb der weltliche Trauungsritus, wie ihn im Meier Helmbrecht der Greis an Lemberslint und Gotelinde vollzieht, nicht mit der Anschauung des Bruders Wernher vereinbar sein soll, dass es Sache der Pfaffen sei, christliches Leben zu lehren, Kinder zu taufen und Mann und Weib zu rechter Ehe zu geben. Noch weniger verständlich ist es, wenn R. Schröder meint, es spreche gegen C. Schröders Ansicht der Umstand, dass Bruder Wernher Acht und Bann für Schande und Unglück hält, Wernher der Gartenäre dagegen durch Helmbrecht und seine Raubgenossen Acht und Bann verspotten lässt. Es leuchtet ein, dass diese Dinge mit mehr Recht sich als Zeugnisse für die Identität beider Dichter gebrauchen liessen.

Die beiden entgegenstehenden Ansichten von Keinz und C. Schröder sind zu einer einzigen Hypothese verschmolzen worden durch K. Meyer[5]), welcher versucht,

---

[1]) Meier Helmbrecht und seine Heimat, S. 14.

[2]) Germania 455 ff. (Heimat und Dichter des Helmbrecht).

[3]) Zur Helmbrechtkritik, S. 10.

[4]) corpus juris Germanici, Höpfner und Zacher II, 305.

[5]) Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Basel 1866. (S. 111 ff.)

sowohl die Existenz des dichtenden Pater Gärtners aufrecht zu erhalten, als auch den wandernden Bruder Wernher zum Verfasser des Helmbrecht zu machen. Ein und dieselbe Person nämlich sei anfangs in Oestreich und anderen Ländern umhergereist, dann zeitweilig als Laienbruder und Klostergärtner in Ranshofen thätig gewesen, um später die frühere Beschäftigungsweise wieder aufzunehmen. Diese etwas unwahrscheinliche Combination ist auf lauter Möglichkeiten basirt und stellt sich übrigens auch nur als Vermuthung hin.

Die von Keinz aufgestellte Hypothese, nach welcher wir in dem Dichter einen Klostergeistlichen zu sehen hätten, stützt sich lediglich auf die Interpretation des Beinamens gartenaere und hat als solche nicht mehr und nicht weniger Anspruch auf Geltung als die von v. d. Hagen, Haupt und Pfeiffer versuchten Deutungen, wenn nicht Umstände hinzutreten, welche eine auf so zufälliger Grundlage ruhende Vermuthung wahrscheinlich zu machen geeignet sind. Es spricht aber alles gegen eine solche Auffassung, sobald wir das Gedicht selbst in Bezug auf die Anschauungen und die etwaigen Lebensverhältnisse des Verfassers prüfen. Schon die früher erwähnten Stellen deuten weit eher auf einen Mann weltlichen Standes, und wenn auch für die Autorschaft eines Geistlichen eine ausgesprochene kirchliche Tendenz keineswegs erforderlich ist, wenn es auch hingehen mag, dass ein specifisch geistliches Interesse an diesem doch hinreichend Gelegenheit für dasselbe bietenden Stoffe sich nirgend verräth, so sind wir doch den directen Beziehungen auf weltliche Gesinnung und der offen hervortretenden socialen Parteinahme wenigstens Beachtung schuldig.

Die Worte V. 208, wo Wernher in Neidharts Weise von Helmbrecht in der Gunst der Weiber sich überflügelt sieht, sind im Munde eines Geistlichen unwahrscheinlich. Freilich sollen wir nach Lambel[1]) es nicht mit einem hinter

[1]) Erzählungen u. Schwänke, S. 129.

Klostermauern abgeschiedenen Mönch zu thun haben und war auch die „Prüderie“ damals nicht arg, „so dass wir einem Pater Gärtner einen so harmlosen Scherz wohl zutrauen und zu gute halten können“. Da aber ein Pater Gärtner als Dichter des Helmbrecht nicht erwiesen ist, es sich höchstens darum handelt, diese Annahme wahrscheinlich zu machen, so werden wir, soweit jene Aeusserung in Betracht kommt, lieber einen Laien in dem Verfasser vermuthen. Wenn gar aus der „wissenschaftlichen Bildung“ Wernhers ein Schluss auf den geistlichen Stand gezogen werden soll, so möchte wohl die ganze höfische Poesie für eine hinter Klostermauern erwachsene Pflanze gehalten werden müssen, da, wie das Gedicht ganz im Zusammenhange der weltlich-ritterlichen Poesie steht, so auch der Dichter (45,957,1478) durchaus nur die Kenntniss solcher Sagen verräth, aus welchen die klassische Periode ihre Stoffe nahm und welche in aller höfischen Sänger Munde gelebt haben werden, so dass weniger wegen als trotz seines geistlichen Standes Wernher jene Kenntniss besessen haben müsste.

Irren wir nicht, so findet sich zuweilen im Meier Helmbrecht gerade ein gegen die Geistlichkeit gerichteter satirischer Zug, wie in der Aeusserung über die Nonne (110), welcher dasselbe geschehen ist wie vielen anderen, die ihr niederer Leib verrathen hat, so dass das Haupt mit Schanden steht. Nach Pfeiffer[1]) sähe freilich die „Zote von Ober- und Niedertheil weit eher einem Schreiberwitze gleich als der Art des Dichters“, während Keinz (S. 72) der Meinung ist, es sei dieser Satz nach damaligen Begriffen gar keine Zote. Ohne zu entscheiden, wie weit ein Pater Gärtner in seinen Aeusserungen gehen durfte, bis er die Sitte verletzte, kann man, da die Verse 114—117 der Handschrift b fehlen, mit mehr Recht die Annahme vertreten, ein späterer Abschreiber, also vermuthlich ein

[1]) Ssb. der Wiener Acad. d. W. 41, Forschung und Kritik, S. 103.

Geistlicher, habe dieselben ausgelassen, weil einerseits die Worte zu der derben Art des Dichters recht gut passen, andererseits aber noch anstössigere, nur nicht von Nonnen handelnde Stellen (1374,1409 ff.) unangefochten geblieben sind.

Vielleicht ist es demgemäss auch nicht blosser Zufall, dass es gerade ein Pfaffe war, welchem Helmbrecht den Fuchspelz abzog (1070). Ueberhaupt aber geschieht des geistlichen Standes nur selten Erwähnung, und auch dann nicht in ernsthaftem Tone, so V. 564, wo Helmbrecht seinen Vater spöttisch mit einem Kreuzprediger vergleicht. V. 780 durch den Alten, welcher auch keinem Pfaffen mehr giebt als sein baares Recht, und in der komischen Scene V. 742, wo Gotelinde ihren Bruder wegen seines lateinischen Grusses für einen Pfaffen hält. Trotzdem finden wir, wie auch kaum anders zu erwarten, Abhängigkeit von der kirchlichen Lehre (1596 u. a.) und Gottesfurcht (1261. 1639) bei unserem Dichter so gut wie bei Seifried Helbling, welcher des Mönches von Zwetel (I, 1112) in recht anstössiger Weise spottet, aber doch sich zu dem Satze bekennt: daz man nâch der pfaffen lêr selten iemer misse-tuot (II, 812). Eine ähnliche Anschauung waltet beim Stricker vor und ist überhaupt den höfischen Didaktikern wie auch vielen Spruchdichtern gemeinsam[1]; auf den Gegensatz zwischen den Werken der Pfaffen, welche „krump" seien, und ihren Worten, denen man dennoch folgen müsse, macht der Winsbeke[2] aufmerksam, wie auch Freidank (69,21; 15,23) derartige Gedanken zu erkennen giebt; und es wird sich doch nicht leugnen lassen, dass diese Denkart mit dem weltlichen Ursprunge jener Dichtungen eng zusammenhängt, wenigstens zu den von der Kirche vertretenen Ansprüchen in einen gewissen Gegensatz sich stellte.

[1]) Reinmar v. Zweter, Bartsch S. 169. — Bruder Wernher: die valschen (pfaffen) lât ir orden pflegen und habe wir mit den rehte lebenden pfliht (III, 11a).

[2]) Haupt S. 5, 6,6.

Dies alles muss gegen die Annahme, der Verfasser sei ein Mönch gewesen, vor der Hand wenigstens einnehmen. Aber derselbe konnte ja persönlich eine Ausnahme machen, den Geist der höfischen Dichter theilen und ihrem Kreise sich eng anschliessen. Nach Keinz und Lambel trat er daher möglicher Weise erst in höherem Lebensalter ins Kloster ein, oder er liess sich von vornehmen Leuten Mittheilungen über das höfische Leben machen, „wenn er es zur lehrreichen Beschreibung einer im Gebiete des Klosters vorgefallenen Geschichte brauchen konnte".[1]) Bei der völligen Unsicherheit des Pater Gärtners entbehrt aber dieser Ausweg doch wohl zu sehr der Begründung und zum Theil auch der Wahrscheinlichkeit, um zu der Einsicht in die wirklichen Lebensverhältnisse des Dichters etwas beitragen zu können.

Dagegen fehlt es in der Erzählung selbst nicht an Andeutungen, welche für den Stand des Verfassers etwas Positives an die Hand geben und mit der Vermuthung, derselbe sei ein Klostergärtner in Ranshofen gewesen, sich als unvereinbar erweisen. Es kommt zunächst die Stelle V. 848 in Betracht: „swie vil ich var enwadele, sô bin ich an deheiner stete, dâ man mir taet als man im taete", welche von Keinz ebenfalls als für den Klostergärtner passend in Anspruch genommen wird, nach allen vorhandenen Analogieen aber nur auf einen wandernden Dichter von Profession schliessen lässt. Dass ausserdem die regelmässigen Reisen des Pater Gärtners innerhalb seines Revieres, sowie die Aufnahme, welche ein solcher vermuthlich bei den Bauern fand, zu solcher Redewendung nicht gerade passenden Anlass bot, wird von Schröder (S. 457) mit Recht hervorgehoben. Wieviel näher liegt da die Annahme, Wernher weise mit jener Aeusserung auf ein unstätes Wanderleben hin, zumal die Vergleichung mit Neidhart so nahe liegt, welcher die

---

[1]) Zur Helmbrechtkritik, S. 9. Die schlüpfrigen Stellen hätte dagegen Wernher der Gärtner aufgenommen, um das Volk zum Anhören seiner lehrreichen Geschichte „williger" zu machen.

Grenzen seiner Wanderung sehr weit steckt, von der Elbe bis zum Rhein, von der Donau bis zum Po.[1]) Die Klage über schlechte Aufnahme wird am besten auf die Höfe bezogen, von deren Gunst Wernher leben musste und steht in unverkennbarem Zusammenhang mit den kurz vorhergehenden Worten (V. 839), welche noch deutlicher aussprechen, dass es ihm nur ärmlich geht gleich der grossen Zahl seiner Genossen „Unsaelde si verwâzen! ich bin vil gar erlâzen sô guoter handelunge als dô het der junge". Hier zeigt sich, dass die Behandlung, welcher sich der Dichter zu erfreuen hatte, wirklich eine schlechte war, und dass er über das bessere Loos Helmbrechts etwas von Neid empfindet, eine Stimmung, die wiederum zu der Lebenslage des Dorfpoeten passt, welcher hier wie auch 864 u. ö. einräumen muss, dass der übermüthige Bauer, was äussere Glücksgüter betrifft, ihm überlegen sei.

Ohne die von Keinz aufgebrachte Conjectur wäre man wohl schwerlich jemals dazu gekommen, trotz dieser nicht undeutlichen Fingerzeige in Wernhers Persönlichkeit etwas wesentlich anderes zu suchen, als was nach ähnlichen Aeusserungen von vielen Lieder- und Spruchdichtern ohne Weiteres angenommen wird. Man wird daher ohne Bedenken an der gleich anfangs von Pfeiffer[2]) und Haupt[3]) ausgesprochenen Ansicht festhalten können und in Wernher, soweit die vorhandenen Zeugnisse reichen, einen armen, weit umhergekommenen höfischen Dichter erkennen, ganz nach Art der übrigen Dorfpoeten. Diese klagen, wie erwähnt, alle über ärmliche Verhältnisse, sind aber doch sämmtlich, mit einziger Ausnahme des übrigens zum Meistersange überleitenden Schweizers Hadlaub, adliger Herkunft[4]); vielleicht nicht ohne Zufall, da, bei dem noch weniger ausgebildeten Gegensatze zwischen Stadt und Land,

[1]) Haupt (93,15).

[2]) Ssb. 41,301.

[3]) Ztsch. IV, 321.

[4]) Der Tanhûser (s. Bartsch XVIII), hêr Nithart, hêr Steinmâr hêr Geltâr; über den von Stamheim s. HMS. IV, 418.

in jener höfischen Dorfpoesie, soweit sie auf ursprünglicher Empfindung der Dichter beruht und nicht als blosse Nachahmung sich kund giebt, der eigenthümliche Ton der Ueberlegenheit und des herablassenden Wohlgefallens am bäuerlichen Leben schwerlich durch etwas anderes erzeugt werden konnte als durch das Bewusstsein höherer Geburt und des durch sie bedingten vornehmeren Standes; einer Lebenslage, welche auch zu den Klagen über Verfall der höfischen Zucht und Sitte zunächst berufen schien. Wenngleich dies für den adligen Stand Wernhers nichts zu beweisen vermag, so möchten doch, von Inhalt und Tendenz der Erzählung abgesehen, manche Aussprüche des alten Helmbrecht besonderer Beachtung werth sein: Die höfische Weise komme denjenigen schwer an, welche nicht von Kindesbeinen an derselben gewohnt seien (244); der junge Helmbrecht habe niemals Aussicht, von den wohlgeborenen Hofleuten als ihres Gleichen betrachtet zu werden (337); vielmehr müsse er sich auf Spott und Hass der rechten Hofleute gefasst machen, wenn er unternehmen würde, sich ihnen gleichzustellen (296 u. 341); die Bauern selbst würden vor einem rechten Hofmann weit mehr Respect zeigen als vor ihm (345). Das kostbare Band, welches Helmbrecht für Gotelinde mitgebracht hat, hätte sich nach Wernhers Meinung besser für eines edlen Mannes Kind geschickt (1078).

Sollte diese starke sociale Parteinahme nicht durch den eignen Stand des Dichters beeinflusst gewesen sein, welcher trotz seiner Armuth gleich Neidhart der festen Ansicht ist, dass zwischen den Bauern und ihm, dem besser geborenen Manne, eine weite Kluft sich befindet, welche zu überspringen eine unverzeihliche Sünde wäre? Die Worte: „waere ich ein herr in hôher aht, mit demselben rithe wolte ich haben pflichte“ (864) vermögen nicht dagegen zu sprechen, weil ein armer Adliger recht wohl diejenigen im Gegensatze zu sich als Herren bezeichnen konnte, welche reich und mächtig waren. Man vergleiche den Tanhäuser: „daz ich ze herren niht enwart, daz müeze got erbarmen,

des gît man mir des goldes niht. daz man dâ vüert von Walhen“ (HMS. II, 95,14). Die Wiedergabe jener Worte bei dem neuesten Uebersetzer[1]) des Helmbrecht: „wär' ich ein edler Herre gleich“ ist wenigstens ungenau. Wie es sich aber auch mit Wernhers Herkunft verhalten möge, gewiss ist, dass sein Interesse am Inhalte der Erzählung einen starken höfischen Anstrich zeigt und wenig darnach angethan ist, von einem harmlosen Pater Gärtner getheilt zu werden, welcher seinen Bauern eine nützliche, lehrreiche Geschichte zu erzählen beabsichtigte.

Was daher die äusseren Lebensverhältnisse Wernhers des Gartenäres betrifft, soweit wir dieselben aus den Angaben des Gedichtes selbst erkennen und vermuthen können, so lässt sich nicht leugnen, dass sie zu allem, was über den Oestreicher Bruder Wernher bekannt ist, zu passen scheinen. Denn dieser nennt sich selbst einen Laien, ist ebenfalls als Dichter weit umhergekommen und klagt über Armuth. Auch die vermuthliche Abfassungszeit des Meier Helmbrecht würde in die Jahre fallen, in welchen jener seine Sprüche dichtete, und endlich sind Gründe vorhanden, welche adligen Stand auch bei diesem Wernher wahrscheinlich machen. Aber abgesehen von der Unsicherheit, mit welcher wir einigen dieser Fragen noch gegenüberstehen, darf nicht vergessen werden, dass fahrendes Sängerleben, Armuth und Klage über schlechte Aufnahme Umstände sind, welche bei einer Menge von höfischen Dichtern zutreffen und daher nicht sehr geeignet sind, die Sache der Entscheidung näher zu bringen. Dieselbe wird auch dadurch erschwert, dass es sich um zwei gänzlich verschiedene Gattungen der Poesie handelt, indem der Meier Helmbrecht nach dem wirklichen Leben des Volkes frei erzählt, die Sprüche dagegen die Gedanken und persönlichen Gefühle des Dichters in einer durch Tradition bestimmten Form strophenweise zur Durchführung bringen. Den vielen sonderbaren Wendungen und

[1]) Pannier, Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte, Cöthen 1876.

Worten des Meier Helmbrecht in den Sprüchen Wernhers oder eines anderen nachzuforschen ist unter solchen Umständen von vorneherein ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen.[1]) Auch die Vergleichung der Reime bietet keine Handhabe, weil eben beide Dichter sehr genau reimen. Dasselbe gilt von den ganz unbedeutenden Abweichungen, welche Bruder Wernher von der gewöhnlichen mittelhochdeutschen Sprache hier und da zeigt.[2]) Das Hauptgewicht wird daher immer auf die inhaltliche Verwandtschaft, auf Uebereinstimmungen in Gesinnung und Gedanken gelegt werden müssen, und es fragt sich, ob dieselben in den von Schröder angeführten Parallelstellen stark genug sind, ein Abhängigkeitsverhältniss zwischen beiden Dichtungen wahrscheinlich zu machen, oder ob sie, wie Keinz meint, wegen der weiten Verbreitung gewisser Anschauungen unter den Dichtern nichts Auffälliges an sich haben.

Wie von Grimm[3]) nachgewiesen ist, zeigt Bruder Wernher sehr viele Anklänge an Walther von der Vogelweide, und es kann kaum bezweifelt werden, dass dessen Sprüche in vieler Hinsicht das Vorbild für seine eignen waren. Man wird aber nicht soweit gehen wollen, dem Bruder Wernher, welcher gleich anderen Spruchdichtern ähnliche Gegenstände in hergebrachter Weise behandelt, alle Eigenthümlichkeit der Gedanken abzusprechen.

Auch Bruder Wernher richtet seinen Tadel gegen die Uebelstände der Zeit und die Verdorbenheit des höfischen Treibens. Wenn er nun klagt, dass die Jugend ohne Zwang aufwachse, während früher die Zucht hochgehalten wurde (HMS. III, 12b, 13,7 u. a.), so ist deswegen nicht nöthig, sich an Helmbrecht zu erinnern, da Walther, welcher dies Thema in verschiedenen Variationen behandelt, dafür ausreichend ist; dass er die Armen Weh schreien

[1]) vergl. Meyer, S. 115.

[2]) ebd. 116.

[3]) Ueber die politische Dichtung Walthers v. d. Vogelweide, Schweriner Progr. 1876.

hört von „ungerihte“ ist eine Klage, welche der Inhalt des Helmbrecht mit Walther (Pfeiffer 81,21; 84,14) theilt; ähnliches gilt überhaupt von den Klagen über Habsucht und Lasterhaftigkeit der Reichen, Rechtlosigkeit und Bedrückung, Verfall des Frauendienstes und Abnahme der Freude in der Welt. Nun finden wir aber grade ein Thema mit Vorliebe bei Wernher behandelt, für welches sich in den vorhandenen Sprüchen Walthers nur wenig Anhalt findet, nämlich Betrachtungen über Adel und Tugend, sowie Hochmuth der niedrig Geborenen.

Wenn wir bei Wernher lesen: hât rîcher man verschamten muot, der ist gar êren vrî (II, 228b. 6.6) oder: der sich die schande und die erge lât von mangen êren dringen, der solte sehen die armen wolgemuoten an, wie die mit ganzer hübscheit künnen wol nâch êren ringen (232, 4,1), so könnten auch dafür noch die Worte Walthers herangezogen werden: den armen man mit guoten sinnen sol man für den rîchen minnen, ob er êren niht engert (90,7). Vergebens aber würden wir bei ihm Sätze suchen wie diese: der herren guot und herren namen zerehte nieman solte hân niwan der mit den beiden ordenliche künde leben (III, 12a; 1,11); man jiht, daz nieman edel sî, niwan der edellîchen tuot (II, 232,4,1,1): ein armer der ist wolgeborn, der rehte vuore in tugenden hât: sô ist er ungeslahte gar, swie rîche er sî, der schanden bi gestât (4,1,11). Diese Gedanken sind freilich keineswegs von Wernher zuerst aufgebracht worden, sondern gehen gleich vielen Freidankischen Sprüchen zum Theil auf alte Quellen zurück. Auch der Winsbeke (Haupt 12,28) und namentlich Reinmar von Zweter (HMS. II, 191b u. 192a) sprechen ähnliche Lehren aus; in mehr vereinzelter Weise kommmen sie schon bei Spervogel vor (III, 33b u. II, 373b), dann auch bei Hardegger (II, 134), Süsskind von Trimberg (258,1), Meister Kelin (III, 22b), Friedrich von Sunburc (87,10) u. a. m. Erinnern wir uns aber der Hervorhebung ähnlicher Anschauungen im Meier Helmbrecht, so ist doch auffallend, dass gerade diese Aussprüche sich Walther

gegenüber als Eigenthümlichkeit Wernhers herausstellen, welcher überhaupt darin von seinem Vorbilde abweicht, dass er ähnlich wie der Gartenäre seine Lehren in kurze, allgemeine Sätze zu kleiden liebt. Auch ist in der Entwickelung der nachwaltherschen Poesie und für die Einführung einer mehr lehrhaften Richtung in dieselbe neben Reinmar von Zweter gerade dem Bruder Wernher eine hervorragendere Stellung einzuräumen.[1]) Dass wir in seinen Sprüchen, so sehr auch dieselben mit Freidankischer Anschauung übereinkommen, specielle Berührungspunkte mit demselben vermissen, wäre schon des verschiedenen Versmaasses wegen erklärlich[2]); wie umgekehrt im Meier Helmbrecht ein besonderer Einfluss Walthers nicht auffällt[3]).

Dem Interesse, welches Bruder Wernher für die Tugend als Werthmesser wahrhaft hohen und niedrigen Standes an den Tag legt, entsprechen wie im Meier Helmbrecht andere Aeusserungen, welche das über natürlichen Stand und Geburt sich hinwegsetzende Streben verspotten und

---

[1] Grimm a. a. O. S. 17, Meyer, S. 106 ff

[2]) Drei auffallende Parallelstellen zu Freidank sind vorhanden. Die eine (III, 14,12,1): gétriuwer vriunt, versuochtes swert etc., (ähnlich bei Freid. 95,18) kommt auch bei Walther (114,10) vor. Die beiden anderen aber stehen bei Wernher nachweislich der Quelle näher: als über den stein des slangen sluf — als in den lüften arn vlüge etc. (Br. W. 230; 16,1); viam aquilae in coelo, viam colubri super petram (nach Grimm, Freid. 74 aus der Vulgata); des wîen vluc — des slangen sluf (Freid. 128,6). — ze dir ich nakket wart geborn und scheide auch wider blôz von dir (233, 5,1); nudus egressus sum de utero matris meae et nudus revertar illuc (nach Grimm Hiob 1,21); ze werlde komen wir âne wât: si lât ouch mich niht vüeren hin (Freid. 177,1). So mochte die Fassung ähnlicher Gedanken in Sprüche oft ganz unabhängig sein von derjenigen in kurze Reimpaare. Darum ist aber doch denkbar, dass Bruder Wernher, sobald auch er in der letzteren Form dichtete, sich in vielem an Freidanks Werk anschloss, welches einen der Spruchpoesie so nahe verwandten Character trägt.

[3]) Zu vergleichen M. H. 1398 mit Walther (35,12): sô ist mîn wîn gelesen und sûset wol mîn ptanne — M. H. 1454 mit Walther 181,9.

damit geradezu den Grundgedanken der Erzählung wiedergeben. Abgesehen von der mehr sprichwörtlichen Wendung: hât swach geburt grôz übermuot, dú kieset tôren bî (II, 228b, 6,3) ist die Strophe zu beachten, welche von Anfang bis zu Ende sich mit diesem Thema beschäftigt: ez waent maniger, daz er sî, daz er nie wart unt niemer wirt unt lebt doch in dem wâne alsô vil gar nâch gouches siten; er wil sich niender vüegen hin, dar er wol hôrte unt iedoch von allem rehte waere, er wil sich zükken vür, daz heiz ich tôren sin. kumt er ze hove, dâ seit er sîn lügelîchen maere (232a; 4,2). Es ist dieselbe Stimmung, von welcher Wernher der Gartenäre sich beherrscht zeigt, der das Räuberleben Helmbrechts und sein unglückliches Schicksal nur verwendet, um das Unrechte und Thörichte seines Strebens klar zu machen. Der Einwand, dass Bruder Wernher vieles sagt, was auch andere gleichzeitige Dichter aussprechen, trifft hier nicht zu, da es schwer halten möchte, ein zweites derartiges Beispiel in der Spruchpoesie aufzufinden.

Bemerkenswerth ist auch der Parallelismus der Gedanken in einigen, mehr nebensächlichen Zügen, wie in der von Schröder bereits erwähnten Aeusserung über die Hölle als Strafe der Gierigen (III, 15b) und auch in dem Gleichnisse von dem Blinden (III, 229a u. 231a). An die durch den alten Helmbrecht vertretene Liebe zur alten Sitte und zur Heimat erinnert es auch, wenn Bruder Wernher dem Lobe, welches man im Kreise der Seinigen hat, den Vorzug giebt vor dem in der Fremde erworbenen: swer beide lop behalten wil, der êre sîn hûs, daz ist mîn rât: daz wazzer niender ist sô guot sô dâ ez ûz vom sprunge gât (230b, 1,14). Auch den Respect vor dem Schergen, dessen wunderbare, von Gott geleitete Macht im Meier Helmbrecht eine so eigenthümliche Rolle spielt, entdecken wir bei ihm wieder: der scherge ist boeser nâchgebûr, swâ diep gehûset hât (3,9). Beim Gartenäre heisst es: sluege ein diep aleine ein her, gein dem schergen hât er keine wer (1641), der Bruder Wernher lässt den

Dieb sagen: waere gerihtes und ouch der scherge niht, sô wolte ich sîn ein frîer diep (ebd.).

Lässt sich nun auch nicht in Abrede stellen, dass in den Sprüchen fast jede Beziehung auf die inhaltlichen Einzelheiten der Erzählung fehlt, wie auch nichts an die satirischen und komischen Züge des Helmbrecht erinnert, so kann dies doch durch den vorwiegend ernsten, reflectirenden Character der Spruchpoesie erklärt werden, für welchen nur die allgemeinen Gedanken und die lehrhafte Richtung des Dichters in Betracht kommen mochte. Auch die übrigen Betrachtungen Bruder Wernhers über Erscheinungen des socialen Lebens sind von solcher Art. Indessen würden die Bedenken, welche dennoch von dieser Seite seiner Identität mit dem Gartenäre sich entgegenstellen, schwinden müssen, wenn wir aus der von Schröder herangezogenen Stelle schliessen dürften, dass er wirklich ausser seinen Sprüchen sich mit Dichtungen ganz anderer Art abgab, in welchen er das Dorfleben zum Gegenstande nahm.

Zunächst freilich berechtigt die ganze Strophe (229b,10) nur zu der Auffassung, Wernher rede von seiner Kunst, in Sprüchen zu schelten, wovon er sich durch nichts abbringen lassen wolle. Die letzten Worte: „ich meine die alten, die mit schanden haben gelebet von kindes jugent, darzuo mein ich die jungen, die dâ wahsent âne tugent" zeigen deutlich, wer gemeint ist. Er wird nämlich die Vornehmen schelten, obgleich, wie es am Eingange heisst, Niemand sein Gut an ihm sparen soll. Das ist ein ganz gewöhnlicher, auch sonst bei Wernher und anderen vorkommender Gedanke. An dieser Auffassung können auch die „Dörfer" zunächst nichts ändern; denn wenn der Dichter weit umhergekommen war, so kannte er auch viele Dörfer und konnte dies sagen, ohne dass etwas besonderes dahinter zu vermuthen wäre.

Wohl aber hat es den Anschein, als wenn Wernher in jener Strophe ausdrücklich seine Sprüche von anderen Werken trennt und zu verstehen geben will: wie er früher

gut von den Dörfern erzählt und sich dabei nicht gescheut habe, die Schande aufzudecken, so wolle er auch in seinen Sprüchen weder Alte noch Junge unter den Vornehmen schonen, wenn sie Tadel verdienen; so dass die ersten Worte: „sô kenne ich ouch der dorfe deste mére und kan ouch deste baz gesagen, wâmit der man verliuset wirde und êre", nur zur stärkeren Hervorhebung der letzteren dienen würden: „ich wil ouch unverworfen sîn, die wîle unde ich gerüeren mac die zungen, sô tuon ich mit gesange schîn, ob ich ein schelten prüeven kan den alten und den jungen". Falls Wernher an der ersten dieser beiden Stellen auf seine Dichtkunst hindeutet, zwingt der Gegensatz von gesagen und gesang zu dem Schlusse, er habe eins oder mehrere erzählende Gedichte aus dem Landleben verfasst und in denselben dargelegt, wie dort ein Mann seine Würde und Ehre verliere. Ueberall bezeichnet sonst Bruder Wernher sein Dichten als singen, wie seine Sprüche als gesang (229b, 11; 230a, 13; 14,5; 235a, 7,10; 8,1).

Ein sicheres Resultat wird sich freilich bei alledem nicht gewinnen lassen. Abgesehen von dem häufigen Vorkommen des Namens Wernher bleibt in der schon früh beglaubigten Bezeichnung des Spruchdichters als bruoder[1]) im Gegensatze zu dem im Meier Helmbrecht ausdrücklich überlieferten Beinamen gartenaere eine Differenz bestehen, deren Beseitigung lediglich der Vermuthung überlassen ist. Es muss daher genügen, wenn viele Umstände sich vereinigen, die Identität wahrscheinlich zu machen, während directe Gründe gegen dieselbe bisher sich nicht geltend machen lassen. Als sicher kann einstweilen nur das gelten, was die Erzählung selbst uns über die Lebensweise und äusseren Umstände Wernhers erkennen lässt.

[1]) Meister Robin: Nîtharden muoz ich klagen, bruoder Wernheren lange (s. Meyer, S. 102).

Die Controverse über den Schauplatz der Erzählung hängt mit der Frage nach dem Stande des Dichters näher zusammen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Prüfen wir die von Keinz versuchte Beweisführung, dass die Namengebung der Ambraser Handschrift die unbedingt richtige sei, nach ihren Grundlagen, so wird sich als die Hauptstütze der zwischen den Orten der Handschrift a urkundlich erwiesene Helmbrechtshof ergeben. Dass aber dieser Helmbrechtshof die Heimat des Knappen gewesen sei, dass also der Dichter bestimmte Persönlichkeiten grade dieses Hofes im Sinne gehabt habe, dafür wird unter anderem geltend gemacht, dass der Hohenstein und Haldenberg sowie die Ortschaft Wanghausen auf dem Raume einer Geviertmeile zusammenliegen. Das passt freilich vortrefflich zu den Reisen, welche der Pater Klostergärtner, dessen damalige Existenz und Berufsthätigkeit sich übrigens lediglich auf die Reminiscenzen jetzt lebender alter Leute stützt[1]), in seinem Revier gemacht haben soll, um die Bauern in der Obstbaumzucht und Küchengärtnerei zu unterrichten. So ist alles in der besten Harmonie und macht in der That anfangs einen bestechenden Eindruck. Sobald aber der Klostergärtner sich in einen fahrenden, höfischen Sänger verwandelt, verliert die Beweisführung, welche den Schauplatz des Gedichtes an die Umgebung des Klosters Ranshofen fixirt, an Gewicht und fordert zu nochmaliger Prüfung auf.

Der Name Helmbrecht kommt, wie auch gar nicht anders zu erwarten, in den weiter östlich gelegenen

---

[1]) S. 14. — Eine gewisse Vorliebe für den Mund des Volkes und dessen Verwendung zur Aufhellung der dem Meier Helmbrecht zu Grunde liegenden Facta ist ein Zug an Keinz, welcher sich häufiger bemerkbar macht. Es ist dies aber eine Methode, welche, wenn sie gar zum Princip erhoben werden soll, wie S. 4 zu geschehen scheint, wohl nicht entschieden genug abgewehrt werden kann, da es keine Quelle von grösserer Unsicherheit giebt und welche mehr zur Vorsicht auffordert als Reden und Erinnerungen des Volkes.

Gegenden ebenfalls vor, so im codex traditionum des Klosters Garsten an der Enns schon 1160 und 1170, in dem des Klosters Mondse im Salzkammergute im Jahre 1150[1]). Gesetzt also, der Held habe wirklich unter diesem Namen existirt, so konnte seine Heimat auch irgend ein Dorf in östreichischem Gebiete sein. Es wäre aber immer noch zweifelhaft, ob der Dichter den wahren Namen seines Helden den Lesern mittheilte und nicht vielmehr einen beliebigen, populären Bauernnamen gewählt habe, welchen er, in Einklang mit dem ganzen Sinne der Erzählung, auch bereits dem Vater und dem Grossvater (914) Helmbrechts beilegt. Nun macht jedoch die auffällige Uebereinstimmung mit dem Haubenliede Neidharts, in welchem dem Hildemar ein ähnliches Schicksal für die Zukunft in Aussicht gestellt wird, wie es nach der Erzählung der Meiersohn Helmbrecht in Wahrheit erlitten haben soll, die Annahme, wir hätten es mit einer wirklich geschehenen einzelnen Begebenheit zu thun, bei dem nahen Verhältnisse des Dichters zu seinem Vorgänger etwas bedenklich. Freilich versichert er uns zu wiederholten Malen, es verhalte sich alles so, wie er sage. Aber gerade für „die Haube, wie klein man sie zerrte", nimmt er unsern Glauben am meisten in Anspruch, also für einen in Wirklichkeit nebensächlichen und offenbar dichterisch hervorgehobenen Umstand! Die Hauben der Bauern mochten ihm wie Neidhart ein besonderer Dorn im Auge sein; er wird auch häufig Bauern mit lang herabwallendem Haar und üppiger Kleidung gesehen haben; dadurch würden jene dichterischen Betheuerungen der Wahrheit sich hinreichend erklären lassen.

Durch die zufällige Auffindung eines Helmbrechtshofes zwischen den Orten der einen Handschrift darf sich die unbefangene Forschung nicht beirren lassen. Denn das Dasein desselben konnte recht wohl eine Gelegenheit zur

[1]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns I, S. 172, Nr. 266; S. 175, Nr. 175; S. 91, Nr. 162.

Aenderung der ursprünglichen Namen geben. Wenn ein Fälscher die Namen, welche er vorfand, änderte, so konnte er dazu kaum durch ein anderes Interesse bewogen werden, als das der Localisirung. Das ist wenigstens weit natürlicher als der von Keinz eingenommene Standpunkt, wenn er für wahrscheinlicher hält, dass der Fälscher des Mittelalters für weniger bekannte Namen „aus irgend einem Grunde“ solche setzte, die ihm und vielen anderen bekannt waren (S. 18). Es fehlte also — da doch mindestens eine der beiden Ortsangaben gefälscht sein muss — vor der Hand ganz an hinreichenden Gründen, sich mit Bestimmtheit für die Echtheit der Namen in der Ambraser Handschrift zu entscheiden.

Keinz hat aber mit eigenen Augen die Localität um Gilgenberg untersucht und auch die dortige Mundart genauer kennen gelernt. Ohne das Verdienst schmählern zu wollen, welches eine solche Untersuchung in vieler Beziehung hat, scheint uns doch eine Methode höchst bedenklich zu sein, welche zu Gunsten der einstweilen doch nur vorgefassten Meinung von der wahrscheinlichen Existenz Helmbrechts in jener Gegend auf diese allein ihr Augenmerk richtet und alle Umstände, bei welchen eine Erinnerung an die Erzählung aufstösst, mit dem Inhalte derselben in Verbindung setzt. Wir erhalten viele scheinbare Gewissheiten, welche aber wegen ihrer Einseitigkeit einer näheren Prüfung nicht Stand zu halten vermögen.

Bei der Durchforschung der Gegend um den Helmbrechtshof sind Keinz manche Umstände aufgefallen, welche wegen der Uebereinstimmung unter sich und mit dem Inhalte des Gedichtes ihm als unwiderlegliche Beweise gelten. Dahin gehört vor allen der in Wanghausen wirklich aufgefundene Brunnen. Aber wenn der junge Helmbrecht das Wasser aus Wanghausen, resp. Leubenbach nicht zu trinken bekommt, weil es niemand herbringen kann, so ist nicht einzusehen, welchen Vorzug da die Angabe der Ambraser vor derjenigen der Berliner Handschrift voraus hat. Gesetzt, die Namen in der letzteren wären gefälscht

worden, so wird doch der Fälscher auch Grund gehabt haben, statt Wanghausen zu setzen Leubenbach, so dass es nicht ins Gewicht fallen kann, wenn die von Keinz gefundene Quelle noch heute im Volksmunde das goldene Brünnlein genannt wird. Umgekehrt konnte der Fälscher der in der Berliner Handschrift bezeichneten Orte gar nicht anders als Leubenbach mit Wanghausen vertauschen, weil eben hier, zwei Meilen vom Helmbrechtshofe entfernt, der gewünschte Brunnen sich vorfand. Dass aber nach einem älteren Geographen Gilgenberg nebst drei angrenzenden Pfarreien kein fliessendes Wasser hat und nach Keinz (S. 13, Anm.) zwischen dem Brunnen beim Helmbrechtshofe und dem in Wanghausen wirklich kein trinkbarer Quell existirt, trägt nicht grade dazu bei, den Vergleich begreiflicher zu machen, welchen der alte Helmbrecht zwischen ihnen und anderen Brunnen anstellt. Die Aufforderung, von der allerbesten Quelle zu trinken, welche jemals aus der Erde floss und welche so gut ist, dass nur noch die eine als ihres Gleichen angesehen werden kann (894), scheint sich im Munde eines weitgereisten Sängers besser auszunehmen als eines wahrheitsgetreu dargestellten, in einer wasserarmen Gegend lebenden Bauern.

Keinz will ferner auch solche örtliche Verhältnisse beim Helmbrechtshofe bestätigt gefunden haben, in welchen die beiden Handschriften nicht wie in jenen Ortsnamen von einander abweichen. Weil ein mit Tannen bepflanzter Abhang in der Nähe des Helmbrechthofes beim Volke „keanlei'n" heisst, soll die V. 1427 erwähnte kienlîte ein Eigenname sein und somit jene Localität bereits in dem Gedichte bezeichnet werden. Wir würden diesen Umstand unter allen von Keinz herangezogenen für den weitaus wichtigsten und den einzigen beweisenden halten, wenn wir uns nur überzeugen könnten, dass für jede wirklich vorhandene kienlîte immer ein Eigenname nöthig sein müsste. Wenn ein tannenbewachsener Abhang bei Passau heute Kräuterleite heisst[1]), so ist dieser Name doch

[1]) Zur Helmbrechtkritik, S. 6.

wohl dadurch zu erklären, dass er sich zu einer Zeit festsetzte, wo nur Kräuter, keine Tannen dort wuchsen. Dass aber kienlîte als appellativische Bezeichnung für derartige Anhöhen im Volke überhaupt ausgestorben sei, wird von Keinz durch seine Versicherung, er habe sonst nirgend das Wort gehört, nicht hinreichend begründet. Denn die Reisen, welche er sonst in Oestreich und Baiern gemacht hat, sind schwerlich mit der Absicht unternommen worden, Helmbrechtshöfe und kienlîten aufzufinden. — Der tobel endlich, welchen Keinz beim Helmbrechtshofe gesehen hat, ist, wie er selbst zugiebt (S. 77), unwichtig, aber nicht bloss wegen des häufigen Vorkommens solcher töbel, sondern vielmehr, weil es der gar nicht auf dem Helmbrechthofe anwesende Lemberslint ist, welcher von einem nahegelegenen Thale spricht (1350).[1])

Man wende nicht ein, dass die Keinzsche Hypothese, wenn auch jeder einzelne Umstand für sich nichts beweise, doch wegen der Menge von Argumenten zur Gewissheit werden. Denn die Bedenken richten sich nicht so sehr gegen die Einzelheiten als gegen die ganze unzureichende, wenigstens nicht überzeugend genug erscheinende Art der Beweisführung. Einen wesentlichen Theil derselben bildet auch der Vergleich, welchen Keinz zwischen der Mundart jener Gegend und der Sprache des Gedichtes angestellt hat.

Trotz des Vorkommens vieler dialektischer Eigenthümlichkeiten des Helmbrecht in der dortigen Mundart sind doch für die Bestimmung, welche Namengebung die richtige sei, wohl schwerlich Momente beigebracht worden, welche nicht auch in den benachbarten Landschaften sich hätten auffinden lassen. Zumal bei der nicht allzugrossen Entfernung der Gegend um Ranshofen vom Traungau

[1]) Auch der loh, in welchem Helmbrechts Mutter Kälber suchte (V. 1391), ist von Keinz in einem Nachtrage (Ssb. 1865, I. 4 S. 329 ff.) besprochen worden und wird (zur Helmbrechtkritik S. 14) zu den directen Beweisen gezählt.

möchte diese Art, zu einem Resultate zu gelangen, als ziemlich verfehlt bezeichnet werden müssen.

Welche Wichtigkeit kann man z. B. dem Umstande beilegen, dass Keinz nur in dieser Gegend über das Wort spargolzen Aufschluss erhielt, während doch — wie er selbst angiebt — im Beneke'schen Wörterbuche für dasselbe noch eine andere Belegstelle zu finden war, deren genauere Durchsicht ihm Bedenken hätte erregen müssen In einem dem Neidhart zugeschriebenen Liede nämlich wundert sich der Verfasser über das stolze Wesen Engelmars, dem in Wien ein Handwerker daz holz sô ebene sneit in die spurgalzen (HMS. III, 278b). Sang dieser Dichter auch im Ranshofen-Gilgenberger Idiom? — Dass Keinz das Wort „Klämmer" nur um Ranshofen gehört hat, sagt nichts gegenüber der ausdrücklichen Bezeichnung „Ôsterriche klamirre", welche doch auf alle Fälle das Gericht als ein östreichisches bezeichnet. — Dazu kommt, dass über „gîselitze" die dortige Mundart keinen Aufschluss giebt, dagegen dies Wort, wie Keinz (S. 74) durch Pfeiffer bekannt war, in Kärnthen noch vorkommt, wie auch im Wiener Dorotheenkloster vier Recepte zur Bereitung von geyslitz zu finden sind. — Die Begrüssungsformel tobroytrâ ist nur aus Oestreich überliefert, die Redensart „nû zuo des der neve sî" (426) aus Ottokar von Steier. — Die Erweiterung des î zu ie und dus û zu ou sind, wenigstens nach Pfeiffer[1]), ebenfalls dem östreichischen Dialekte zuzuweisen. Mit welchem Anspruche auf Wahrscheinlichkeit will nun Keinz glaublich machen, dass die andern, nicht schriftlich überlieferten seltenen Worte nur in der Gilgenberger Mundart gesprochen werden? Wenn es rathsam wäre, nach den wenigen uns vorliegenden dialektischen Zeugnissen die Sache zu entscheiden, so würde wegen der erwähnten fremdartigen Ausdrücke eine unbefangene Betrachtung zunächst nach Oestreich gewiesen. Es müssten wenigstens gerechter Weise der Traungau oder andere altöstreichische

[1]) Forschung und Kritik, S. 301.

Landschaften ebenso genau mundartlich in Bezug auf Meier Helmbrecht untersucht werden, wie dies mit dem kleinen Gebiete um Ranshofen geschehen ist; eine Aufgabe, welche wegen seines Anspruches, die Frage endgültig gelöst zu haben, zunächst Keinz obliegen würde. Bis dahin ist es mit Hinblick auf klamirre, spargolzen u. s. w. werthlos, wenn er auch andere Worte als besonders wichtig für die Controverse hervorhebt, wie lün, sturz, îsenhalt u. a. m., welche gleichfalls nur dort von ihm gehört sind, deren Mangel in anderen Gegenden damit aber noch keineswegs constatirt ist.

Wir kommen zu dem Resultate, dass die Ortsnamen und das Mundartliche im Helmbrecht nicht genügendes Material an die Hand geben, um zu entscheiden, welche der beiden widersprechenden Angaben einen grösseren Anspruch auf Ursprünglichkeit besitze. Der litterarhistorische Zusammenhang aber, in welchem wir das Gedicht erblicken, weist uns mit jedem Schritte nach Oestreich. Hier hatte Neidhart am Hofe Friedrichs des Streitbaren gelebt und seine zweite Heimat gefunden. Sein Haubenlied ist nachweislich hier gedichtet, wie überhaupt beachtenswerth ist, dass sich der östreichische Ursprung in den meisten derjenigen Lieder verfolgen lässt, in welchen der Dichter einem ernsteren Unwillen über die höheren Bestrebungen der Bauern Luft macht. Oestreichische Zustände sind es, welche von dem Stricker und namentlich später von Seifried Helbling ähnlich wie im Helmbrecht geschildert und gegeisselt werden. Ottokar von Steier, welcher Dienstmann Otto's von Lichtenstein war und, hervorgegangen aus dem östreichischen Dichterkreise, im Murthale seine Kaiserchronik und seine steirische Reimchronik schrieb,[1]) ist der einzige Schriftsteller, welcher das Gedicht von Meier Helmbrecht kennt. Dies alles würde indessen noch zulassen, den bairischen Helmbrechtshof als die Heimat des Helden zu betrachten, weil der mit östreichischem Leben vertraute

[1]) Lorenz I, 202.

Verfasser während seiner Wanderungen auch in jene Gegend kommen konnte und die dortigen Sitten und Zustände von den östreichischen nicht sehr verschieden gewesen sein werden.

Dagegen ist jedoch zu beachten, dass Oestreich das einzige Land ist, welches mit ernster Beziehung auf den Inhalt in dem Gedichte erwähnt wird; wohl von allen hier in Betracht kommenden Umständen der wichtigste, welcher auch von Pfeiffer berücksichtigt wurde, während Keinz ihn ganz mit Stillschweigen übergeht.

Der Alte räth seinem Sohne, mit einem östreichischen Nationalgerichte, clamirre, zufrieden zu sein: ist ez jener, ist ez dirre, der tumbe und der wîse hânt ez dâ für herrenspîse. Es ist freilich geltend gemacht worden, dass der Dichter mit „dâ“ auf das benachbarte Land habe hinweisen wollen. Man bedenke aber, welche Gewalt durch diese Deutung dem einfachen Sinne jener Worte angethan wird. Wir müssten annehmen, dass nach der Meinung des Bauern die clamirre im eignen Lande nicht heimisch war, dass ihr der Vorzug, bei jedermann beliebt zu sein, nur im Nachbarlande zukam. Denn wozu sonst jener Hinweis auf Oestreich, und in welchem Zusammenhange soll nun diese überflüssige Erwähnung mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden gedacht worden? Der junge Helmbrecht soll mit der Nahrung zufrieden sein, welche sein Vater geniesst, soll leben von dem, was ihm seine Mutter giebt (441 u 442). Besser ist es für ihn, Wasser zu trinken, Oestreichisches clamirre und den von seiner Mutter gekochten Brei zu essen als andere, feinere, in seiner Heimat nicht gewohnte Speisen durch Raub zu erwerben. Namentlich in Hinblick auf die auch anderweitig bemerkbare patriotische Tendenz des Dichters gewinnt jene Stelle eine Bedeutung, welche die Erzählung um so entschiedener nach Oestreich verlegt.

Vermuthlich hat ein fahrender Sänger, vielleicht der Bruder Wernher, in Oestreich den Meier Helmbrecht gedichtet und in demselben das Leben und die Zustände

dieses Landes geschildert, wahrscheinlich ohne einen bestimmten Bauern im Traungau oder anderswo im Sinne zu haben. Später mag ein Abschreiber, vielleicht ein Mönch des Klosters Ranshofen, den Schauplatz der Erzählung durch geringe Namensänderung auf die Umgebung des Klosters zugeschnitten haben, dazu angelockt durch die Existenz eines nahe gelegenen Helmbrechtshofes.

Uebrigens würde, auch wenn trotz aller entgegenstehenden Bedenken die Namen der Handschrift a die ursprünglichen sein sollten und wir den Helmbrechtshof als die Heimat des Helden zu betrachten hätten, damit nicht viel mehr gewonnen sein als die nächste Veranlassung des Gedichtes, und müsste die Annahme von dem Stande des Verfassers und seiner vollen Zugehörigkeit zum östreichischen Dichterkreise bestehen bleiben. Denn er hat einen weit allgemeineren Gesichtskreis als ihm ein einziges, von ihm erlebtes Ereigniss oder ein Bauer aus seiner Bekanntschaft verschaffen konnten. Mit der Vermuthung, dass nicht ein bestimmtes Factum, sondern allein das Leben der Gegenwart und die den Dichter umgebenden Gestalten ihm den Stoff zu seiner Erzählung gewährten, wird daher keineswegs der historische Hintergrund hinweggeräumt, dessen Verlust Keinz von einer solchen Annahme befürchtet. Denn das freilich bedauerliche, aber höchst unwichtige Ereigniss, dass der Sohn des Bauern Helmbrecht vom Helmbrechtshofe bei Gilgenberg nicht gut thun wollte und am Ende von dem Arme der Gerechtigkeit ereilt wurde, verschwindet selbstverständlich vor der historischen Bedeutung der damaligen socialen Zustände, von welchen Wernhers Gedicht ein Abbild ist. Wir werden daher nöthigenfalls auch gerne darauf Verzicht leisten, genau zu wissen, auf welchem Hofe Helmbrecht aufwuchs und zwischen welchen Dörfern er sein Unwesen trieb.